

Der
Deutsche Kulturpionier.



N a c h r i c h t e n

aus der

Deutschen Kolonialschule

für

die Kameraden, Freunde und Gönner

ausgegeben vom Direktor Prof. Sabarius.

Witzenhausen a. d. Werra — Wilhelmshof.

12. Jahrgang 1912.

Nr. 4.

— Jahresbezugspreis Mk. 4,00, Ausland Mk. 4.50 —

Zur Einführung.

Diese zwanglosen Hefte wollen und sollen nicht irgend „einem langgeföhlten Bedürfnis abhelfen“ oder in Wettstreit treten mit anderen kolonialen, geographischen und ähulichen Blättern und Zeitschriften.

„Der Deutsche Kulturpionier“ will vielmehr nichts anderes sein, als ein geistiges und doch sichtbar wirkendes Band, welches die Glieder der Deutschen Kolonialschule daheim und über'm Meer zusammenhält, er soll insonderheit sein ein deutscher Heimatsgruß an die Kameraden draußen, ein Liebesbote, der in seiner Tasche nützliche und gute, freundliche und ernste Kunde hin und her trägt und nicht zum wenigsten auch ein treuer Freund, der unseren wackeren Pionieren auf einsamen Posten manch guten Wink geben soll für Arbeit und Streben wie für Herz und Gemüt! So trete er denn hin zu jedem mit einem herzlichen deutschen: „Grüß Gott“! —

„O Deutschland, herrliches Vaterland.“

Von Dr. P. Aldinger.

Sang der Deutschen Kolonialsschule,
in Musik gesetzt von W. Weber.

O Deutschland, herrliches Vaterland!
Du Land der Eichen und Linden,
Wo ist, wenn du prangest im Maiengewand,
Ein schön'res auf Erden zu finden?
Du streckst deine Glieder vom Fels zum Meer,
Dich breitend in lieblichen Auen,
Dich türmend gebirgig so hoch, so hehr,
Bald wie ein Garten zu schauen.

Du trägst ein Volk, das, in Treue echt,
In friedlichem Fleiße sich reget,
Das, wenn der Feind sich zu nahen erfrecht,
Mit blankem Schwerte ihn schläget.
Laß uns nur zieh'n in die weite Welt,
Für dich wir streben und streiten;
Wie ein Lieb dich ein jeder im Herzen behält,
In fernsten Ländern und Breiten.

Es mühen sich heiß um der Erde Gut
Die Völker in Wettstreit und Jagen,
Wir setzen ein unsere Kraft, unser Blut,
Zu siegen in mutvollem Wagen.
Wir ziehen gewappnet auf ferne Wacht,
Der deutschen Kultur Pioniere,
Im friedlichen Kampfe wir schlagen die Schlacht,
Daß Deutschland mit Ehren sich ziere.

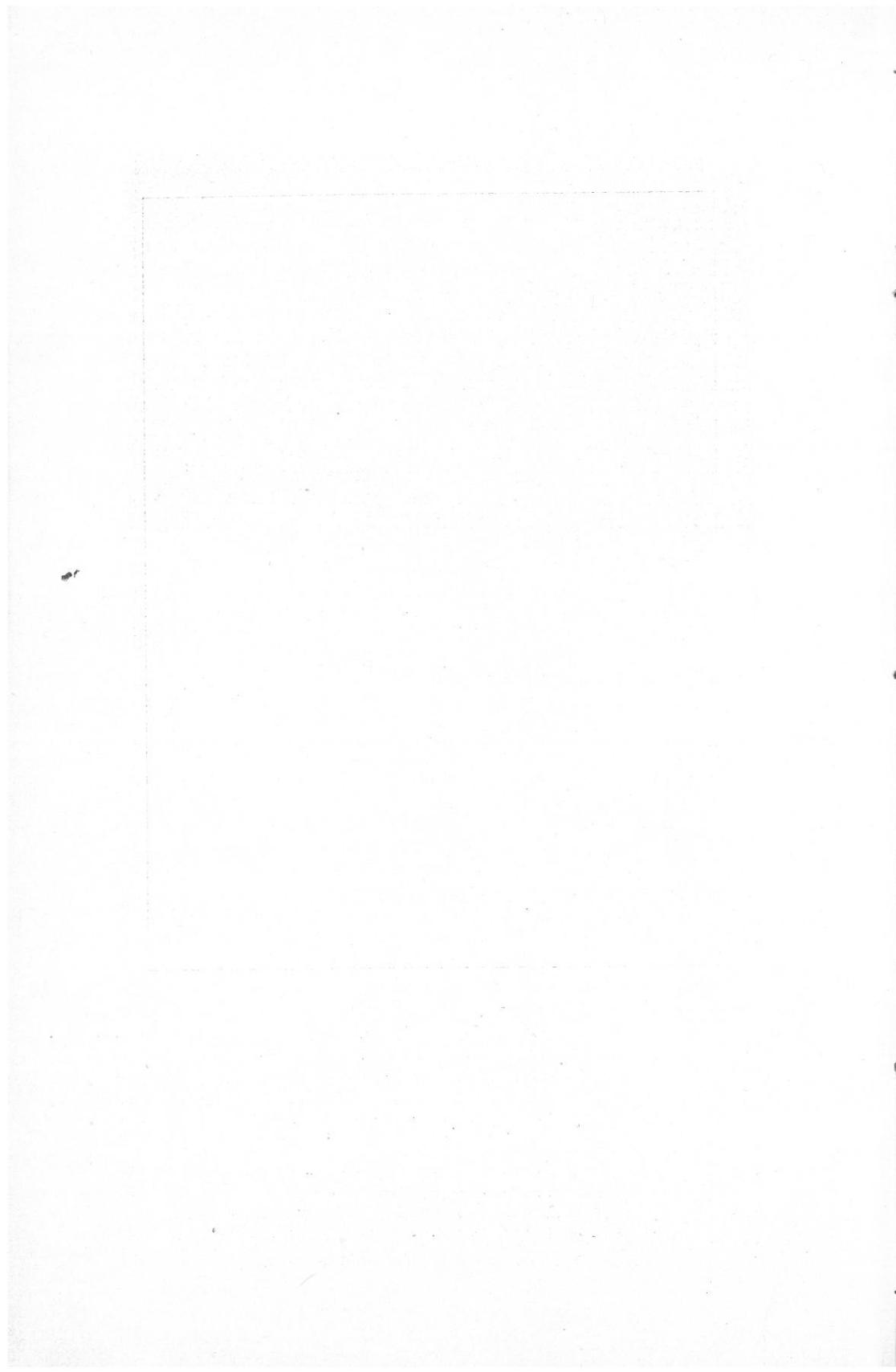
O deutsches Volk, o du heimatlich Land,
Wir wollen vom Worte nicht weichen;
Was der Geist ersann, was erschaffen die Hand,
Soll dir nur zur Ehre gereichen.
Dram Brüder noch einmal zum Schwure die Hand
Mit Gott und für Deutschlands Ehre,
Für unsere Lieben, das Vaterland,
Daheim und fern über'm Meere





Handwritten signature

Regent von Braunschweig
Schutzherr der Deutschen Kolonialschule.





Wilhelmshof.

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Aus der Ansprache am Gesellschaftsabend am
19. Oktober 1912.

„Das neu begonnene Wintersemester gibt uns wie jedes andere neue Hoffnungen, zugleich aber auch neue Aufgaben mit auf den Weg. Darum können wir auch diesmal nicht anders, als diese Doppelseite besonders hervorzuheben. Bei einem solchen Anfang, mag er sich auch noch so oft wiederholen, wie bereits hier 28 mal, mag die Zusammensetzung unseres Kreises bei jedem neuen Abschnitt auch noch so neu und mögen die jeweiligen Verhältnisse noch so verschieden sein, — in erster Linie gilt es stets die ernstesten Gedanken zu betonen.

Jedoch, es ist diesmal etwas Besonderes um den neuen Anfang und den neuen Eingang. Ausgerechnet heute sind es 100 Jahre, daß in Moskau die große, schwere Entscheidung fiel, die für die Völker Europas, für unser deutsches Volk von der größten Bedeutung war. Am 19. Oktober mußte Napoleon seinen Rückzug von Moskau antreten. Das war der Anfang vom Ende und der Anfang von dem Zusammenbruch, der dann ein Jahr später, auch am 19. Oktober, in dem Völkerringen bei Leipzig einen so erschütternden Abschluß gefunden hat. Der Gedanke daran hat, das meine ich, unserem Kreise, uns, die wir national sein wollen und müssen, etwas Besonderes zu sagen. Wir leben in einer be-

deutungsvollen, ernstern Zeit. Was da kommt, das wissen wir nicht; so wenig wissen wir's, wie unsere Ahnen vor 100 Jahren es wußten, als die erste Kunde kam von dem beginnenden Zusammenbruch des gewaltigen Heeres von 600 000 Mann, einer unerhörten Zahl von Kriegern für die damalige Zeit. Die Masse des Volkes ahnte noch gar nicht die Tragweite der ersten Anzeichen von Napoleons schwieriger Lage in den Herbsttagen von 1812. Und nicht anders steht's in unseren Tagen! Gewiß auch heute geht eine gewisse Unruhe durch die Völker und durch unser Volk. Ernste, mahnende Ereignisse sind da auch in das öffentliche und wirtschaftliche Leben unseres Volkes hineingetreten infolge der politischen Zustände Europas, die wohl zu denken geben. Gewiß arbeiten daneben die Beschwichtigungsräte mit besonderem Geschick und mit der kühlen Mahnung: „Es ist nicht so schlimm, nur keine Aufregung und keine Sorge um Ruhe und Frieden!“ Ob das richtig ist, ob sie Recht behalten, das wissen wir nicht. Aber andererseits besteht leider auch die Tatsache, daß im großen und ganzen unser Volk und namentlich die große, breite Masse sich damit tröstet: „Ach was, wir haben Frieden, und es ist bisher so gut gegangen, das Uebrige wird sich finden. Bange machen gilt nicht, wir wollen Ruhe haben, unserem Verdienst und Vergnügen nachgehen!“ Ähnliche Reden und Gedanken gehen tatsächlich durch unser Volk. Aber ob man nicht Grund hat, ernster und tiefer zu sehen? Sie hier alle zählen zur deutschen Jungmannschaft, Sie müssen mit hinaus, wenn es ernst wird. Sie müssen, sage ich, darum doppelt bestrebt sein, dem Ernste Raum zu geben. Es ist in der Tat nicht Zeit für unser Volk, daß wir die Neugierlichkeiten und Oberflächlichkeiten oder die friedensduseligen Geld- und Genußsucht überwiegen lassen. Denn die Gefahr ist wahrlich groß. Sollte es noch möglich sein, daß die drohenden Wolken sich verziehen, nun, so wollen wir uns dessen freuen, wenn es zum Segen für Deutschland wird. Wer jedoch von der Geschichte und vom politischen Leben etwas versteht, der muß doch wissen, daß solche Gefahren jederzeit wieder kommen können, und über Nacht plötzlich springt dann oft die Entscheidung auf des Messers Schneide.

Steht es aber so, dann müssen wir uns dessen hier erst recht bewußt sein, da unser Beruf Sie vor Tausenden Ihrer Altersgenossen vor die Aufgabe stellt, unmittelbar sich zu fühlen und sich zu bewähren als Vertreter deutscher Tatkraft und mannhafter Arbeit im Vorkampf für die Weltstellung unseres Volkes.

Drei Dinge sind es darum, die wir uns für die bevorstehende Aufgabe des Winterhalbjahres zum Ziele setzen wollen: Ernstes Streben, strenge Arbeit, edele, schlichte Lebenshaltung. Was vor hundert Jahren Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ forderte, in denen er vor allem von der neuen Nationalerziehung der Deutschen als der große Zeit

Aufgabe redete; — den Ton, den Ernst, Moritz Arndt angeschlagen hat in seinen Trutz- und Mahnliedern, sowie in seinem „Katechismus des deutschen Wehrmanns“, — und was der schwäbische Dichter in das ernste Lösungswort kleidet: „Heilig ist die Jugendzeit! — Heil'ger Geist des Ernstes soll sich in Jünglingsseelen senken, jeder ernst und andachtsvoll ihrer heiligen Kraft gedenken!“ — das möge auch hier bei uns und in eines jeden Herz und Gewissen freundliche gute Stätte finden. Kurz nur ist die Jugend, aber ernst ist das Leben!“

*

*

*

Neuerdings hat das Reichs-Kolonialamt Bestimmungen für die Anstellung landwirtschaftlicher Assistenten in den Kolonien erlassen. Danach müssen die Bewerber im Besitze des Befähigungszugnisses für den einjährig-freiwilligen Dienst sein. (Erwünscht englische Sprachkenntnisse.) Zu den Sonderbestimmungen für die landwirtschaftlichen Assistenten I. Klasse gehört der Nachweis, daß die Bewerber eine der kolonialen Hochschulen oder landwirtschaftlichen Akademien durchgemacht haben müssen. Von diesen wird an erster Stelle die Deutsche Kolonialschule in Wixenhausen aufgeführt.

Wie im vorigen Wintersemester unsere Anstalt von 84 Schülern besucht wurde, so haben wir dieses Semester ebenfalls wieder mit 84 begonnen. Auch diesmal, wie stets zum Wintersemester war der Andrang von jungen Herren im vorgeschrittenen Alter besonders groß. Wir haben einer ganzen Reihe dieser von der kolonialen Laufbahn abgeraten oder sie an das Kolonialinstitut in Hamburg oder die Kolonial-Akademie in Halle verwiesen. Denn auf grund immer erneut gemachter Erfahrungen sehen wir uns genötigt, Herren in einem Alter von mehr als 26 oder höchstens 27 Jahren nicht mehr aufzunehmen. Es liegt in der Natur der Menschen und Dinge, daß Männer, die sich dem 30. Lebensjahre nähern, sich meist nur schlecht oder gar nicht hier hineinfinden können in die ihnen neue eigenartige Aufgabe und in das hiesige Leben, ganz im Gegensatz zu den jüngeren Kameraden hier, die sich die kolonialwirtschaftliche Laufbahn von vornherein als zukünftigen Beruf erwählt haben. Der notwendige Zwang zur Teilnahme an allen Arbeiten und Uebungen, wie sie der Lehr- und Stundenplan hier vorschreibt, erschwert gerade solch älteren Leuten den Übergang in den neuen Beruf, den sie sich meist auch viel zu leicht und einfach denken. Diese Selbsttäuschung begegnet naturgemäß zudem denen am ehesten, die in ihrer vorausgegangenen Berufswahl auch schon verschiedenen Enttäuschungen nicht entgangen waren. Beim besten Willen können da aber in Rücksicht auf die Gesamtinteressen und die notwendige vielseitige Vorbereitung der Kolonialbefähigten, die vielen Sonderwünsche solcher Einzelnen nur sehr schwer Beachtung finden. Junge Männer, die erst nach Mitte der zwanziger Lebensjahre ihren zuerst erwählten Beruf aus

irgendwelchen Gründen aufgeben, um ihn mit dem keineswegs leichteren kolonialwirtschaftlichen zu vertauschen, sind auf Grund ihrer früheren Studien oder praktischen Betätigung unwillkürlich geneigt, zu meinen, eine Sonderstellung unter ihren hiesigen in der Mehrzahl jüngeren Kameraden beanspruchen zu können. Wenn wir mehrfach die auch nur bescheidene, leise Hoffnung hegten, diese älteren Elemente würden im Kreise der jüngeren Kameraden vielleicht entsprechend ihrem vorgeückteren Alter, ihrer gereifteren Lebenserfahrung einen günstigen anregenden Einfluß ausüben, so wurden wir darin leider nur garzu oft enttäuscht und mußten oft gerade die umgekehrte Erfahrung machen. Denn nicht jeder, der beinahe 30 Jahre alt ist, hat darum schon von selbst die Erfahrung eines Menschenalters, gar manchmal sind irrige Anschauungen und falsche Urteile über die Aufgabe des Lebens oder im falschem Geleis zuvor schon verfahrenere Lebenserfahrungen dann umso unausrottbarer. Zu den eigenen Wirren kommt dann nur noch die Verwirrung Anderer, die staunend ausblicken zu der vermeintlichen Lebenserfahrung und Tüchtigkeit jener im Schwabenalter. Darum halten wir es für richtiger, in Zukunft derartige Aufnahmefesuche einfach abzulehnen, so sehr uns persönliches Wohlwollen und freundwillige Hilfsbereitschaft ein Entgegenkommen nahelegt. Andererseits waren wir bestrebt, in diesem Wintersemester versuchsweise einmal bei gleichzeitiger Erhöhung der Hörsaalschüler-Zahl die der Praktikantenschüler möglichst beschränkt zu halten. Das soll dazu dienen, diese in kleinen Gruppen oder vereinzelt im Sonderdienst zu beschäftigen, um sie dadurch in den Wintertagen besser auszubilden zu können.

Die Zahl derer, die zur Besichtigung unserer Anstalt hierher kommen, steigt naturgemäß von Jahr zu Jahr. Auch in den letzten Monaten fanden sich hier wieder zahlreiche Besucher ein, darunter eine Reihe Ausländer. Die „Wandervögel“, denen wir, wenn irgend möglich stets gern Gastfreundschaft, namentlich Herberge, gewähren, fehlten ebensowenig wie die mancherlei Vereinigungen, Gesellschaften, Schulen, Militär, Studenten usw. Eine ganz besondere Freude aber machte uns wieder der Besuch so vieler alter Kameraden, die sich hier in Wilhelmshof zusammensanden und uns manche Anregungen boten. Kamerad Buchmann z. B. fertigte während seines letzten Besuches für unser Museum ein Modell einer chinesischen Farmwirtschaft an, Kamerad Körner führte eine große Anzahl schöner Lichtbilder seiner eigenen Pflanzung in Ostafrika vor, die reichen Beifall fanden. Kamerad Bindel hielt anregende Vorträge über das praktisch-wirtschaftliche Leben draußen im allgemeinen und verschiedene tropische Kulturen. Außerdem sahen wir hier noch bei uns die Kameraden Wildt, Hüttenhain, Laue, Geisler, Hubrig, Klimowik, Fensterot, v. Grote, v. Corswant und Schmid.

Die Grüße vom Martinsessen senden wir allen lieben Kameraden diesmal durch den Kulturpionier. Leider läßt sich ja je länger je weniger der eigentliche Zweck der Martinskarten richtig durchführen. Denn die Zahl der Kameraden draußen wächst von

Jahr zu Jahr und auch hier ist der Teilnehmerkreis beim Martinsessen immer so groß, daß es gar nicht möglich ist, sämtliche Unterschriften oder auch nur einen namhaften Teil der Namen auf eine Karte zu bringen. Wir bitten darum die Kameraden, unsere Martinsgrüße auf diesem Wege entgegen zu nehmen, mit der Versicherung, daß wir Ihrer Aller an diesem Martinstage ebenso herzlich gedacht haben wie an den vorjährigen.

Im Lehrkörper sind zu unserem großen Bedauern die Herren Dr. Böllert und cand. phil. Dürr ausgeschieden, um nach ihrer ohnehin schon um ein ganzes Jahr verlängerten Tätigkeit hier ihren weiteren Berufspflichten sich zu widmen. Mit besonderem Dank sei auch an dieser Stelle ihrer erfreulichen Mitarbeit und ihrer persönlichen Hingabe an die hiesige Aufgabe gedacht. Die freigewordenen Lehrstellen sind durch die Herren H. Hadenfeldt u. cand. phil. Wambach neu besetzt. Anstelle des Herrn Wilhelmson ist Herrn Hadenfeldt der Unterricht in der spanischen Sprache übertragen worden, während sich der alte Kamerad Hubrig, der aus Ostafrika zu einem längeren Aufenthalt in Deutschland weilt, bereit erklärt hat, den Unterricht in der Suaheli-Sprache bis Ostern zu übernehmen. Mit Beginn des nächsten Sommersemesters tritt für die beiden Sprachen ein neuer Sprachlehrer hier ein.

Die Ämter in der Kameradschaft wurden in diesem Semester wie folgt besetzt: Ältester: Ahlert; Sprecher: Horn; Kassenswart: Seifert; Ehrenrat: Koehn und Scharf; Beisitzer im Ausschuß: v. Amberg, Knispel; Stellvertreter im Ausschuß: Mahraun, Schmoelder, Spreine, Keller, Garthe. Zu Gruppenführern sind ernannt: Gruppe I: Ahlert; Gruppe II: v. Amberg; Gruppe A: Spreine; Gruppe B: Stranzen; Gruppe C: Scharf; Gruppe D: Keller; Gruppe E I: Serresheim.

Eine sehr erfreuliche Erweiterung im Lehrplan ist dadurch eingetreten, daß für die praktischen Unterweisungen im Wiesenbau und Vorträge über Be- und Entwässerung in Herrn Wiesenbaumeister Schürg-Cassel eine neue Kraft gewonnen ist. Diese Uebungen und Vorlesungen des Herrn Schürg finden nur für die Gruppen I und II statt. Aber auch für die übrigen Gruppen hat der Lehrplan insofern eine Erweiterung erfahren, als die Herren Dr. Pessler, Schröter und Dr. Thiele für die letzteren Gruppen mikroskopische und sonstige Uebungen abhalten.

Der Samariterkursus findet jetzt in jedem Wintersemester statt und nicht mehr wie sonst, nur in jedem zweiten Winter.

Eine außerordentlich wichtige Neuerung aber bilden die seit einem Jahr hier auf ausdrücklichen Antrag des Ausschusses im Wintersemester 1911/12 eingeführten Semesterprüfungen. Diese haben den Zweck, in erster Linie zu einer zusammenfassenden Wiederholung des ganzen Lehrstoffes aus dem Semester anzuleiten, die Hauptgesichtspunkte und die wichtigsten Fragen herauszuheben. Daneben sollen sie natürlich auch dazu dienen, am Schlusse jedes Semesters

festzustellen, ob und in welchem Umfange die Einzelnen der jungen Kameraden den Semesterstoff verarbeitet haben. Bei der Beurteilung für die Anerkennung der Probezeit sowie für die Zulassung zur Diplomprüfung soll, auf Grund gemachter Erfahrungen und vordem mitunter entstandener Schwierigkeiten, das Ergebniss der Semesterprüfungen eine nicht unwesentliche Berücksichtigung je länger je mehr finden. Dadurch soll zugleich vermieden werden, daß sich nicht die nötige Bewältigung des vielseitigen Stoffes zu sehr auf die letzten Semester und auf die Zeit vor der Diplomprüfung anhäuft, sie sollen darum Einleitung und Vorstufe zur Diplomprüfung sein und zu stetigem Studium anregen. Denn nur gar zu oft mußten wir bisher das Gegenteil hiervon beobachten und obenein gerade von alten Kameraden hören: „Hätte ich doch nur die Zeit und Gelegenheit in Wizenhausen, vieles Nötige zu lernen, besser ausgeübt!“ Darum dienen also unsere Maßnahmen der besseren Förderung der Kolonialschüler auf ihren künftigen schwierigen Beruf, so unbequem sie manchem auch scheinen mögen oder vielleicht auch in der Tat sind.

Zum Abschied schmückten uns die Herren Dr. Böllert und Dürr den Gipsaal (Fensterpfeiler) noch zu unserer großen Freude mit stimmungsvollen Deutschen Städtebildern und einem Seestück.

An dieser Stelle ist noch nachzutragen, daß die scheidende Gruppe I am Schluß des vorigen Wintersemesters zum Abschied Beleuchtungskörper für den wissenschaftlichen Lesesaal gestiftet hat, um damit, entsprechend der Neueinrichtung von Semesterprüfungen ein vermehrtes Studium in dem schönen stillen Raum des Lesesaales möglichst zu fördern. Unter den gleichen Gesichtspunkten stiftete die abgehende Gruppe I des letzten Sommersemesters, einem langgeföhlten Bedürfnis entsprechend, die „Bibliothek der gesamten Landwirtschaft“ von Prof. Dr. Karl Steinbrück. Bestimmungsgemäß hat diese ihre Aufstellung nicht in der Böherei, sondern im Lesezimmer gefunden, damit sie den Studierenden jederzeit dort zur Verfügung steht. Aus gleich dankenswerten Gründen hatte schon die Gruppe I des Wintersemesters 1911 die große Ausgabe des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons in das Lesezimmer gestiftet.

Außerdem hat die jetzt im Herbst abgegangene Gruppe I eine kleine Böllertanone geschenkt, um anstelle der bisher üblichen Gewehrsalven den scheidenden Kameraden einen donnernden Abschiedsgruß nachzusenden. Gerade auch diese Schenkung wurde mit jubelndem Danke begrüßt und am anderen Morgen gleich beim Abschied verwertet.

Soeben bei Schluß der Schriftleitung geht uns noch durch Kamerad Pockels (vergl. Brief Seite 40) die traurige Mitteilung zu, daß Kamerad Mikulicz in Neu Guinea ermordet worden ist. Wir beklagen sehr den schweren Schicksalsschlag, der seine Angehörigen, namentlich die greisen Eltern hart betroffen hat. Obgleich Mikulicz selbst bald nach seiner Ausreise alle Verbindungen zu uns

abgebrochen hat, so haben wir doch unsererseits ihm, der fast $\frac{3}{4}$ Jahr unserem Kreise hier angehört hat und namentlich durch seine wundervolle Musik uns mancherlei Freude und Anregung geboten hatte, die freundliche Anteilnahme an seinem Ergehen stets bewahrt und halten darum sein Andenken in Ehren.



Weihnachtsfeier der Gruppe I Wintersemester 1911/12.

Gedenkblatt

für Herrn Gustav Adolf Schlechtendahl, Barmen

geb. 15. November 1840
gest. 26. August 1912.

Wie ein Elias, der Prophet im schlichten härenen Gewand,
Hat er die große Gegenwart in ihrem ganzen Ernst erfasst,
Mit weitem Blick und einem einzigartig liebevollen Herzen
der Zeiten Not erkannt;

Er wußte mit gleichem heiligen Ernst mit Königen wie mit
dem schlichten Mann des Volkes zu reden.

Wie manches große Werk der Gegenwart verdankt ihm
seinen Ursprung.

Die Deutsche Kolonialschule hat von den ersten Tagen ihres Gründungsplanes an in dem Entschlafenen einen ganz besonders warmherzigen Freund und Förderer gefunden. In erster Linie waren es die idealen Gesichtspunkte, welche ihn zu dem Werke der Deutschen Kolonialschule hinzogen, sowohl die nationalen Aufgaben wie die pädagogischen Ziele waren ihm geradezu ans Herz gewachsen. Mit verständnisinnigem Sinn und stiller Treue, die zugleich gepaart war mit einer warmen, geradezu jugendlich frischen Begeisterung setzte er sich stets voll und ganz ein für unser Werk. Wie in seinem ganzen Leben und Wirken, so war auch hier sein stiller ernster Christenglaube die Ueberzeugung von dem einzigartigen Werte der religiösen Lebenskräfte die innerste Triebkraft seiner fürsorglichen Stellung zu unserem Werke.

Bei dem Verlust dieses treuen Freundes kommt uns erneut zum Bewußtsein, wie sehr die Deutsche Kolonialschule ihr Dasein und ihre Lebensbedingungen in erster Linie den edlen und christlichen Lebenskräften des deutschen Volkes, seiner Opferwilligkeit für ideale Gaben verdankt.

Ehre seinem Angedenken!

II. Nachrichten aus **Wilhelmshof.**

1. Schutzherr und Kuratorium der Deutschen Kolonialschule.

Schutzherr: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg,
Regent von Braunschweig.

Kuratorium und Aufsichtsrat.

Erh. Aug. Scheidt, Kommerzienrat, Fabrikbesitzer, Rettwig,
Vorsitzender.

Moriz Schanz, Chemnik,
1. stellv. Vorsitzender.

Dr. Paul Wesenfeld, Rechtsanwalt, Barmen,
2. stellvertr. Vorsitzender.

Prof. Dr. André, Marburg.

Dr. Wilh. Arning, Stabsarzt a. D., M. d. N. Hannover.

C. von Beck, Direktor der Neu Guinea-Compagnie, Berlin.

Dr. Dr. h. c. von Behr-Pinnow, Kammerherr, Berlin.

F. F. Ciffe, Kaufmann, Hamburg.

Dr. R. Hindorf, Direktor, Charlottenburg.

A. von Osterroth, Gutsbesitzer, Oberwesel.

Dr. R. Popp, Kaufmann, Koblenz.

C. von Rankau, Kammerherr, Hofmarschall, Braunschweig.

Dr. Karl Medeker, Generaloberarzt a. D., Koblenz.

Karl Supf, Fabrikbesitzer, Vorsitzender des Kolonialwirtschaftlichen
Komitees, Berlin.

J. J. Warnholz, Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und
Vorstand der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Char-
lottenburg.

Prof. Dr. F. Wohltmann, Kais. Geh. Reg.-Rat, Halle.

Der Geschäftsführer:

Prof. G. A. Fabarius, Direktor, Wizenhausen.

2. Lehr- und Wirtschaftskräfte.

Allgemeine Verwaltung:

Direktor und Geschäftsführer: Professor E. A. Fabarius.

Rassen- und Hausverwalter: Rendant A. Hübner.

Buchführer: E. Hofmann.

Lehrlinge: A. Kleinsorge, Fr. Rüdlich.

Kanzlei: Frä. E. Kückelhahn.



1. Unterricht:

Direktor Prof. Fabarius: Docent für Kolonialwirtschaft, Völkerkunde, Kultur- u. Kolonial-Geschichte, Erdkunde u. s. w.

Dr. Pöpler: Docent für Chemie, Botanik, Physik u. s. w.

Tierzuchtinspektor Schröter: Docent für Tierzucht, insbesondere tropische und subtropische Tierhaltung; Demonstrationen und Exkursionen; Tierheilkunde.

Dr. Thiele: Docent für tropische und heimische Landwirtschaft, Geologie, Klimalehre, u. s. w.

H. Hadenfeldt: Diensttuender Lehrer, Lehrer für Spanisch.

Cand. phil. Wambach: Diensttuender Lehrer, Bücherwart, Lehrer für Englisch und Französisch.

Pfarrer Grisebach, Auswanderer-Anwalt: Das Deutschtum im Auslande.

Amtsgerichtsrat Driessen: Rechtskunde und Holländisch.

Steuer-Inspektor Hahn: Landmessen.

Inspektor Hunsinger: Praktische landwirtschaftliche Vorführungen.

Gartenmeister Sonnenberg: Theoretischer Gartenbau, Obstzucht, Weinbau u. s. w.

Sanitätsrat Dr. Collmann: Hausarzt und Samariterkursus.

Sprachlehrer zur Zeit unbesetzt. Vertretung bis Ostern: Spanisch: Lehrer Hadenfeldt; Suaheli: G. Hubrig.

Auswärtige Docenten und Lehrer mit Lehrauftrag:

Prof. Dr. Büsgen, Kgl. Forstakademie Münden: Botanik der tropischen und subtropischen Wälder.

Kgl. Oberforstmeister Fricke, Direktor der Kgl. Forstakademie Münden: Forstwissenschaft.

Direktor Hoffmann, Direktor der Handelsschule in Kassel: Buchführung und Handelslehre.

Geh. Rat Prof. Dr. von Koenen, Göttingen: Hält gelegentlich Vorträge aus dem Gebiete der Geologie.

Sanitätsrat Prof. Dr. Karl Menze, Kassel: Tropen-Gesundheitslehre.

Geh. Rat Prof. Dr. Mirbt, Göttingen: Mission und Kolonialpolitik.

Architekt Prof. Strehl, Kassel: Baukunde: Hoch- und Tiefbau mit Bauzeichnungen.

Wiesenbaumeister Schürg, Kassel: Wiesenbau, Bewässerungsanlagen.

Präparator Bleil (Haus Bleil & Wögerer), Kassel: Uebungen im Präparieren.

2. Landwirtschaft:

Inspektor: Hunsinger.

Hofmeister: Stahlhut.

Weier: Hedrich.

Oberschweizer: Gyger.

3. Gärtnerei:

Obergärtner Müller: Gewächshäuser, Anlagen.

Obergärtner Koepp: Gemüsebau und Treibbeete.

Obergärtner List: Baumschule, Obstgärten u. Weinberge.

Forstwart Einsiedel: Waldwirtschaft, Obstpflanzungen.

4 Werkstätten:

Sattlerlehrmeister: Jäger.

Hofmaurer: Amthauer.

Hofstellmacher: Gissfeld.

Hofschreiner: Krätter.

Hofschmied: Langnese.

5. Hauswirtschaft:

Hausverwalter: Mendant Hübner.

Wirtschafterin u. Beschließerin: Frau Roden.

Hausmeister und Krankenwart: Sahlfrank.

Stubenfrauen: Hartung; Heise; Kuhn; Lepper.

Kutscher: de Groot.

Hausdiener: Gries; Jatho; Fröba; Bretthauer.

Nachtwächter: Koch.



3. Schülerverzeichnis des Wintersemesters 1912/13.

Erstes Vierteljahr:

- a. Name. b. Geburtsort und -tag. c. Heimat. d. Bekenntnis. e. Stand des Vaters. f. Bildungsgang. g. Eintritt.
1. a. Ahlert, Gustav, b. Schollbruch b. Lengerich, Bez. Münster, 15./12. 87, c. Schollbruch, d. evang., e. Hofbesitzer, f. Gymnasium, Marine-Ingenieur-Volontär, g. 27./4. 11.
 2. a. Amberg v., Claus, b. Rehna (Mecklbg.), 1./9. 90, c. Rehna, d. evang., e. Großherzogl. Oberforstmeister, f. Land-erziehungsheim, g. 19./10. 11.
 3. a. Behr, Otto, b. Cöthen (Anhalt) 8./7. 88, c. Cöthen, d. evang., e. Justizrat †, f. Gymnasium, Kaufmann, g. 20./10. 12.
 4. a. Bergholz, Wilhelm, b. Scheuder, 10./6. 89, c. Törten, Kr. Dessau, d. evang., e. Pfarrer, f. Realgymnasium, g. 27./4. 11.
 5. a. Bindseil, Ernst, b. Seehausen (Altmark), 15./2. 92, c. Jena, d. evang., e. Geh. Reg.-Rat, Gymnasialdirektor a. D., Prof. Dr., f. Gymnasium, Universität, g. 19./10. 11.
 6. a. Blankenhorn, Wilhelm, b. Müllheim (Baden) 9./6. 92, c. Müllheim, d. evang., e. Gutsbesitzer, f. Realschule, g. 17./10. 12.
 7. a. Bode, Otto, b. Frankfurt a. M., 24./7. 89, c. Frankfurt a. M., d. evang., e. Eisenbahnbetriebsdirektor f. Ober-realschule, Maschinenbau-Praktikant, höhere Maschinenbauschule, g. 10./7. 11.
 8. a. Bönemann, Heinrich, b. Bochum, 11./10. 91, c. Bochum, d. kath., e. Kaufmann †, f. Realgymnasium, Lehre im Bankfach, g. 17./10. 12.
 9. a. Bopp, Felix, b. Kaufbeuren, 26/9. 94, c. Kaufbeuren, d. evang., e. Webermeister, f. Realschule, g. 19./10. 11.
 10. Borgmann, Hermann, b. Oberaula, 11./2. 93, c. Hersfeld, d. evang., e. Rgl. Forstmeister †, f. Gymnasium, g. 27./4. 11.
 11. a. Brepohl, Wilhelm, b. Desterweg (Westf.), 26./7. 93, c. Desterweg, d. evang., e. Hofbesitzer †, f. Oberrealschule, g. 25./4. 12.
 12. a. Daum, Kurt, b. Kassel, 30./8. 92, c. Kassel, d. evang., e. Fabrikant †, f. Realgymnasium, g. 27./4. 11.
 13. a. Dissenhoff, Dietrich, b. Steinhöfel bei Fürstenwalde (Spree), 10./8. 92, c. Dicht-Abban, Kreis Schwerin a. d. Warthe, d. evang., e. Landwirt, f. Realgymnasium, g. 17./10. 12.
 14. a. Eitel, Ludwig, b. Thiengen (Baden), 18./2. 92, c. Karlsruhe (Baden), d. evang., e. Privatmann, f. Oberreal-schule, g. 19./10. 11,

15. a. Erb, Erich, b. Lahr (Baden), 18./12. 93, c. Lahr, d. protest., e. Kaufmann, f. Gymnasium, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
16. a. Fall, Hans, b. Greiz, 14./6. 92, c. Hochspeyer, d. evang., e. Kaufmann †, f. Oberrealschule, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
17. a. Faulhaber, Curt, b. Reife, 19./2. 90, c. Chemnitz, d. kath., e. Maurermeister, f. Realgymnasium, Gewerbe-Akademie, prakt. techn. Lehre, g. 17./10. 12.
18. a. Fertsch, Ernst, b. Muschenheim (Kr. Gießen), 8./2. 92, c. Heppenheim a. d. W., d. evang., e. Pfarrer, f. Landw. Realschule, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
19. a. Foerster, Rudolf, b. Freyburg/U., 23./2. 94, c. Freyburg/U., d. evang., e. Kommerzienrat, f. Klosterschule Roßleben, kaufm. Lehre g. 17./10. 12.
20. a. Forstmann, Herbert. b. Werden a. d. Ruhr, 23./6. 95, c. Werden, d. evang., e. Fabrikbesitzer, f. Pädagogium, g. 25./4. 12. Praktisant.
21. a. Frik, Otto, b. Kiel, 26./6. 94, c. Coblenz, d. evang., e. Generaloberarzt a. D., f. Realgymnasium, g. 17./10. 12. Praktisant.
22. a. Fuhrmann, Kurt, b. Dresden 17./2. 95, c. Dresden, d. evang., e. Finanz- und Baurat, f. Realgymnasium, g. 25./4. 12. Praktisant.
23. a. Garthe, Julius, b. Ludwigslust (Mecklb.), 14./5. 91, c. Lübz (Mecklb.), d. evang., e. Oberforstmeister, f. Realgymnasium, g. 19./10. 11.
24. a. Gerresheim, Otto, b. Solingen 8./4. 95, c. Solingen, d. evang., e. Fabrikant, f. Realschule, g. 25./4. 12. Praktisant.
25. a. Grünwald, Johannes, b. Berlin, 21./11. 92, c. Friedeberg (Neumark), d. evang., e. Kgl. Gymnasialdirektor, f. Gymnasium, Techn. Hochschule, g. 17./10. 12.
26. a. Gurwik, Max, b. Bern, Schweiz, 23./7. 92, c. Wiesbaden, d. evang., e. Kaufmann † f. Realgymnasium, g. 19./10. 10.
27. a. Hamann, Rudolf, b. Punte Arenas (Chile) 8./1. 94, c. Punte Arenas, d. evang., e. Fabrikbesitzer, f. Deutsche Schule in Valdivia und Punte Arenas, g. 2/5. 12. Praktisant.
28. a. Harsch, Friedrich, b. Newark Staat Nem. Jersey, (Vereinigte Staaten Amerikas), 22./1. 90, c. Bretten (Baden), d. evang., e. Privatmann, f. Oberrealschule, g. 17./10. 12.
29. a. Heibach, Theodor, b. Hoffnungsthal, Kr. Mülheim (Rhein), 29./11. 93, c. Coblenz, d. evang., e. Betriebsführer a. D., f. Realgymnasium, g. 17./10. 12.
30. a. Herrmann, Franz, b. Käferthal-Mannheim, 16./10. 95, c. Käferthal-Mannheim, d. evang., e. Landwirt, f. Realgymnasium, g. 28./5. 12. Praktisant.
31. a. Höppner, Hans, b. Oldesloe (Holstein), 29./2. 92, c. Oldesloe, d. evang., e. Privatmann, f. Realschule, Landwirt, g. 17./10. 12.

32. a. Horn, Edwin, b. Ingolstadt, 6./3. 90, c. München. d. kath. e. Major a. D., f. Oberrealschule, g. 10./1. 11.
33. a. Hopop, Karl, b. Ratibor 12./3. 93, c. Königsberg i. Pr., d. evang., e. Kreisparcassen-Mendant, f. Oberrealschule, landw. Lehre, g. 9./5. 12.
34. a. Hueske, Rudolf, b. Herzberg a. Harz, 4/10. 93, c. Seesen a. Harz, d. evang., e. Postsekretär, f. Realschule, g. 19./10. 11.
35. a. Junghans, Bernhard, b. Hosterwitz b. Pillnitz (Elbe) 4. 4. 95, c. Waldbhof b. Oberkirch (Baden) d. evang., e. Rentner, f. Real-Reformgymnasium, g. 25./4. 12, Praktikant.
36. a. Kaiser, Egon, b. Jützen, Amt Bonndorf, 26./12. 92, c. Borsheim, d. kath., e. Amtsdienner, f. Oberrealschule, g. 17./10. 12.
37. a. Kaumann, Maximilian, b. Hamburg, 11./9. 92, c. Hamburg, d. evang., e. Kaufmann †, f. Gymnasium, g. 25./4. 12.
38. a. Kehrman, Wilhelm, b. Bremen, 28./4. 93, c. Bremen, d. evang., e. Kaufmann, f. Realgymnasium, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
39. a. Keller, Ernst, b. Gößnitz (S. A.), 1./1. 94, c. Gößnitz, d. evang., e. Fabrikant, f. Realschule, g. 27./4. 11.
40. a. Kestermann, Walter, b. Meerane i. S., 19./7. 93, c. Meerane, d. evang., e. Kaufmann, f. Gymnasium, g. 27./4. 11.
41. a. Kirchner, Walter, b. Rotterdam, 3./5. 93, c. Raumburg S., d. evang., e. Kaufmann in Petersburg, f. Reform-Realgymnasium, g. 27./4. 11.
42. a. Klastadt, Heinrich, b. Köln, 21./10. 92, c. Köln, d. evang., e. Kaufmann, f. Landwirtschaftsschule, g. 27./4. 11.
43. a. Knispel, Waldemar, b. Königsberg i. Pr., 20./8. 87, c. Urnsberg, d. evang., e. Oberregierungsrat †, f. Gymnasium, Kaufmann, g. 27./4. 11.
44. a. Knorre v., Walther, b. Charlottenburg 1./3. 93, c. Groß-Dichterfelde b. Berlin, d. evang., e. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. †, f. Realschule, g. 25./4. 12.
45. a. Koehn, Alfred, b. Hamburg, 16./5. 91, c. Hamburg, d. evang., e. Privatmann, f. Oberrealschule, g. 4./5. 12.
46. a. Kux, Erich, b. Hamburg, 20./8. 92., c. Hamburg, d. evang. e. Kaufmann, f. Gelehrtenschule des Johanneum, g. 22./4. 10.
47. a. Mahraun, Hugo, b. Kassel, 12./11. 91, c. Breslau, d. evang., e. Rgl. Oberlandmesser, f. Gymnasium, landw. Lehre, g. 19./10. 11.
48. a. Marejoll, Herbert, b. Zwickau i. S., 7./9. 89, c. Dresden, d. evang., e. Oberlandesgerichtsrat, f. Kadettenkorps, g. 27.4. 11.
49. a. Meyh, Felix, b. Löbau (Sachsen), 18./4. 95, c. Löbau, d. evang., e. Gärtnereibesitzer, f. Realschule, g. 6./5. 12. Praktikant.

50. a. Neeb, Emil, b. Eichenstruth (Westerwald), 25./9. 92, c. Oberscheld, Dillkreis, d. evang., e. Kgl. Steiger, f. Realschule, Verwaltungssupernumerar, Zimmerhauer, g. 26./10. 12.
51. a. Neumann, Karl, b. Castrop (Westf.), 30./9. 91., c. Castrop, d. kath., e. Ingenieur, f. Realgymnasium, g. 17./10. 12.
52. a. Nordmann, Theodor, b. Cassel, 22./10. 92, c. Cassel, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnasium, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
53. a. Obkircher, Wilhelm, b. Mosbach, 30./1. 95, c. Karlsruhe (Baden), d. evang., e. Landgerichtsdirektor, f. Gymnasium, g. 17./10. 12.
54. a. Pfigner, Paul, b. Neubagdorf (Schlesien), 5./1. 94, c. Neubagdorf, d. kath., e. Lehrer, f. Gymnasium, g. 25./4. 12. Praktikant.
55. a. Pongs, Georg, b. München=Gladbach, 4./5. 93, c. Godesberg (Rhein), d. evang., e. Rentner, f. Oberrealschule, landw. Lehre, g. 1./11. 12.
56. a. Raschel, Andreas, b. Magdeburg, 3./4. 91, c. Osterberg (Kr. Celle), d. kath., e. Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor †, f. Kadettenanstalt, landw. Lehre, g. 22./10. 12.
57. a. Reuter, Gustav, b. Haan (Rheinland), 1./5. 93, c. Haan, d. evang., e. Landwirt, f. Gymnasium, g. 19./10. 11.
58. a. Rothe, Georg, b. Seiseritz b. Meerane i. S., 31./5. 94, c. Meerane i. S., d. evang., e. Fabrikbesitzer, f. Oberrealschule, g. 27./4. 11.
59. a. Sanner, Ernst, b. Schloß Rattowitz i. Oberschl., 19./2. 92, c. Radebeul b. Dresden, d. evang., e. Bergrat, Generaldirektor a. D., f. Gymnasium, g. 27./4. 11.
60. a. Scharf, Friedrich, b. Weserlingen (Prof. Sachsen), 10./11. 90, c. Stenschemo, Kreis Posen=West, d. evang., e. Fabrikbesitzer, f. Gymnasium, g. 25./4. 12.
61. a. Schaub, Georg, b. Eschwege, 11./6. 93, c. Eschwege, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnasium, g. 17./10. 12.
62. a. Scheller, Helmut, b. Hannover, 1./7. 93, c. Hannover, d. evang., e. Professor, f. Privatschule, g. 19./10. 11, Praktikant.
63. a. Schidlowsky, Kurt, b. Fulda, 29./8. 93, c. Fulda, d. evang., e. Sanitätsrat, f. Gymnasium, g. 25./4. 12.
64. a. Schmitthener, Walther, b. Freiburg (Breisgau), 3./1. 92, c. Karlsruhe, d. evang., e. Prälat, f. Oberrealschule, g. 17./10. 12.
65. a. Schmoelder, Walter, b. Viebrich a. Rh., 5./3. 92, c. Viebrich, d. evang., e. Weingutsbesitzer und Weinhändler, f. Realschule, Gärtner, g. 27./4. 11.
66. a. Schneider, Kurt, b. Wiebelskirchen, 5./7. 94, c. Karlsruhe, d. evang., e. Arzt, f. Realgymnasium, g. 17./10. 12. Praktikant.
67. a. Schoenfelder, Eberhardt, b. Bochum, 31./8. 92, c. Elberfeld, d. evang., e. Beigeordneter, Stadtbaurat, f. Realgymnasium, g. 27./4. 11.

68. a. Schoy, Wilhelm, b. Meß, 3./1. 92, c. Straßburg (Elsaß), d. kath., e. Professor, f. Oberrealschule, g. 17./10. 12.
69. a. Schrader, Gustav, b. Unna Westf., 15./12. 92, c. Oranienburg b. Berlin, d. evang., e. Chemiker, Dr. phil., f. Gymnasium, kaufm. Lehre, g. 10. 1. 11.
70. a. Schradin, Heinrich, b. Stuttgart, 16./12. 94, c. Neutlingen, d. evang., e. Vorstand der Frauenarbeitschule Neutlingen, f. Gymnasium, kaufm. Lehre, g. 17./10. 12.
71. a. Schuhart, Heinrich, b. Radevormwald, 16./6. 92, c. Hamburg, d. evang., e. Kaufmann, f. Realschule, Gärtner, g. 19./10. 11.
72. a. Schumacher Fritz, b. Kaufbeuren, 15./3. 95, c. Kaufbeuren, d. evang., e. Oberlitograph, f. Oberrealschule, g. 17./10. 12. Praktikant.
73. a. Sehringer, Adolf, b. Hügelheim (Baden), 27./2. 94, c. Hügelheim, d. evang., e. Gutsbesitzer, f. Landwirtschaftsschule, g. 17./10. 12.
74. a. Seifert, Woldemar, b. Rothenkirchen i. B. 10./5. 92, c. Rothenkirchen i. B., d. evang., e. Kaufmann †, f. Realgymnasium g. 22./4. 10.
75. a. Sjöström, Axel, b. Nevigas, Kreis Mettmann, 7./6. 90, c. Osterode a. Harz, d. evang., e. Dr. med. †, f. Realgymnasium, Landwirt, g. 19./10. 11.
76. a. Spreine, Karl, b. Göttingen, 18./1. 91, c. Göttingen, d. evang., e. Rechnungsrat, f. Gymnasium, Polytechnikum, praktische Lehre im Maschinenbau, g. 25./4. 12.
77. a. Steinmeß, Kurt, b. Solingen, 7./10. 92, c. Ecksteinsloh, Amt Langersfeld, d. evang., e. Dampfziegeleibesitzer, f. Oberrealschule, praktische Lehre, g. 17./10. 12.
78. a. Stranzen, Rolf, b. Hamburg, 2./8. 94, c. Hamburg, d. evang., e. Kaufmann und Fabrikant, f. Oberrealschule, landw. Lehre, g. 25./4. 12.
79. a. Swinderen, van de Marées, Jakobus, b. Frankfurt a. M., 14./3. 94, c. Wiesbaden, d. evang., e. Offizier †, f. Oberrealschule, g. 25./4. 12. Praktikant.
80. a. Thiem, Hans, b. Dortmund, 16./1. 94, c. Dortmund, d. evang., e. Eisenbahn-Obersekretär, f. Oberrealschule, g. 25./4. 12.
81. a. Thomas, Richard, b. Neunkirchen (Saar), 3./11. 93, c. Neunkirchen, d. evang., e. Steiger, f. Realgymnasium, g. 24./10. 12.
82. a. Wagenfeil, Hermann, b. Kaufbeuren, 26./10. 94, c. Kaufbeuren, d. evang., e. Metzgermeister, f. Realschule, g. 17./10. 12. Praktikant.
83. a. Weigel, Gerhard, b. Leipzig, 12./8. 94, c. Leipzig, d. evang., e. Buchhändler, f. Realgymnasium, g. 25./4. 12. Praktikant.
84. a. Zimmermann, Herbert, b. Gleiwitz, 22./8. 90, c. Berlin, d. evang., e. Major †, f. Gymnasium, g. 25./4. 12.

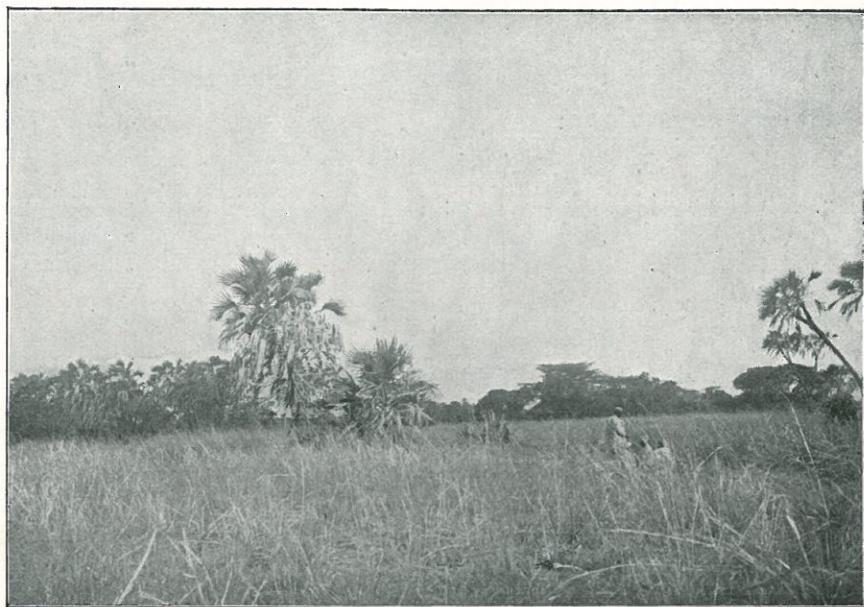


Abb. 1. Dumpalmensteppe am Simofluss angeichts des Kilimandscharo. 20. I. 06.



Abb. 2. Der Kilimandscharo vom Aufwege nach Moschi aus. 21. I. 06.

Die mit Abb. 1 bis Abb. 12 bezeichneten Bilder, die zu dem Aufsatze „Ein Aufstieg von Moschi zum Kibogipfel des Kilimandscharo“ gehören, sind uns in sehr dankenswerter Weise von der Geschäftsstelle der Deutsch. Naturw. Ges.: Theodor Thomas, Leipzig, zur Verfügung gestellt worden.

4. Vorlesungs- u. Unterrichtsverzeichnis für das Wintersemester 1912/13.

Erstes Semester:

I. Allgemeinbildende Lehrfächer:

- a. **Kulturwissenschaften:** 1. Kolonialpolitik der europäischen Kulturstaaten. 2. Einführung in die Volks- und Kolonialwirtschaft. 3. Kulturgeographie. 4. Mission und Kolonialpolitik.
- b. **Naturwissenschaften:** 1. Anorganische Chemie. 2. Physik. 3. Allgemeine Botanik. 4. Allgemeine und spezielle Zoologie. 5. Mineralogie und Geologie. 6. Chemische und mikroskopische Übungen. 7. Technologische Lehrausflüge.
- c. **Sonstiges:** 1. Tropengesundheitslehre: Entstehung und Eigenart des tropischen Klimas. Sein Einfluß auf den menschlichen Körper und seine einzelnen Teile. 2. Rechtskunde. 3. Samariterkursus. 4. Sprachen: Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch, Suaheli. 5. Praktische Übungen im Präparieren.

II. Wirtschaftliche Lehrfächer:

- a. **Landwirtschaft:** 1. Allgemeiner Pflanzenbau, mit besonderer Berücksichtigung der tropischen und subtropischen Verhältnisse: 1. Klima und Bodenlehre. 2. Meliorationen (Arbarmachung, Ent- und Bewässerung). 3. Bodenbearbeitung und Düngerlehre. 4. Seminaristische Übungen und Repetitorium. 5. Landwirtschaftliche Lehrausflüge.
- b. **Tierzucht und Tierheilkunde:** 1. Anatomie und Physiologie einschl. Entwicklungsgeschichte. 2. Allgemeine Züchtungslehre und vergleichendes Exterieur. 3. Demonstrationen. 4. Sektionen. 5. Pharmaceutische Übungen. 6. Anatomische Übungen. 7. Übungen in der Fleischbeschau und Trichinenschau. 8. Seminaristische Übungen und Repetitorium.
- c. **Gärtnerei:** 1. Gemüsebau mit praktischen Unterweisungen.
- d. **Forstwirtschaft:** 1. Waldbau und Forstschutz.
- e. **Kaufmännisches:** Doppelte Buchführung: Buchführung eines Geschäftes, das mit Kolonialprodukten handelt, nach italienischer Methode.
- f. **Praktische Landwirtschaft:** Übungen in sämtlichen Arbeiten des Ackerbaues, Futter- und Wiesenbaues, Viehwirtschaft und Gespanndienst, sowie Molkerei.
- g. **Praktische Gärtnerei:** Baumschulbetrieb, Gemüsebau, Gewächshaus, Weinbau, Obstpflanzungen.
- h. **Praktische Forstwirtschaft:** Arbeiten im Aufforsten und Holzhauen.

III. Technische Lehrfächer:

- a. Baufach: Hochbau (Vorletztes Semester), Tiefbau (Letztes Semester).
- b. Kulturtechnik: 1. Bez und Entwässerung. 2. Praktische Uebungen im Wiesenbau, Bewässerungsanlagen und Wegebau. 4. Planzeichnen.
- c. Landmessen: 1. Landmessenlehre. 2. Instrumentenlehre. 3. Nivellieren. 4. Tracieren.
- d. Handwerke: Schmiede, Tischlerei, Sattlerei, Stellmacherei, Maurerei, Zimmerei, Schuhmacherei.

IV. Leibesübungen:

1. Turnen. 2. Reiten. 3. Fechten.

Es wird besonderes Gewicht auf die praktische Ausbildung und auf tüchtige Arbeitsübung gelegt, sodaß naturgemäß auch die Hörsaalschüler in den Sommerhalbjahren sich der praktischen Arbeit mehr als in den Winterhalbjahren widmen müssen.

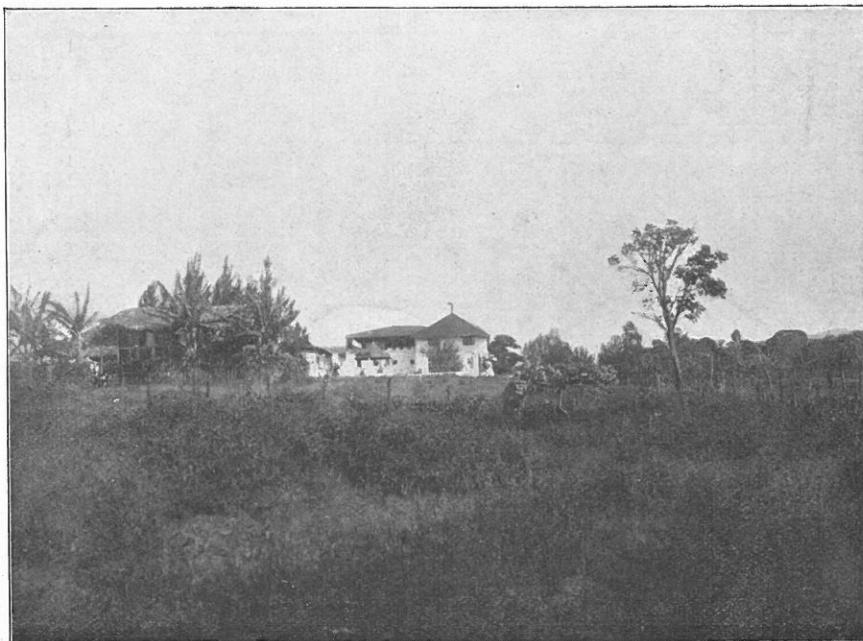


Abb. 5. Die Station Moschi, im Hintergrunde des Kiba. 25. 1. 06.

5. Stundenplan für das Wintersemester 1912/13.

Vormittagsdienst.

Uhr	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonntagabend
7— ³ / ₄ 8	Dr. Pappeler	Dr. Pappeler	Dr. Pappeler	Dr. Pappeler	Dr. Thiele	Dr. Pappeler oder Tierarzt Schröter
8— ³ / ₄ 9	Dr. Thiele	Tierarzt Schröter	Tierarzt Schröter	Dr. Thiele	Tierarzt Schröter	Dr. Thiele Prof. Dr. Menze od. Prof. Dr. Wirbt
9— ³ / ₄ 10	Tierarzt Schröter	Dr. Thiele	Hgl. Oberforst- meister Freide	Direktor Prof. Fabarius	Direktor Prof. Fabarius	Direktor Prof. Fabarius
I		Laboratorium oder Pandimeter	Laboratorium oder Übungen	Laboratorium oder Übungen	Laboratorium oder Übungen	Sprachen
10— ¹ / ₂ 12	Sprachen	Sprachen	Sprachen	Sprachen	Sprachen	

An den Übungen in Laboratorium, Feldmessen, Baukonstruktion und Buchführung nehmen nur die Kolonialschüler des letzten Seminars teil.

Übungen in den wissenschaftlichen Lehrfächern
 Baukonstruktion und Konstruktionszeichnen (Prof. Strehl)
 Gartenbauvorlesung mit Übungen (Gartenmeister Sonnenberg)
 Buchführung u. Handelskunde (Direktor Hoffmann)
 Feldmessen (Steuerinspektor Dahn)
 Übungen in Wiesenbau }
 Be- und Entwässerung } Wiesenbaumeister Schürg.
 Planzeichnen (Cand. phil. Wambach)
 Samariterkurs (Sanitätsrat Dr. Gollmann)
 Bürgerliche Rechtskunde (Amtsgerichtsrat Drieffen)
 Übungen im Präparieren (Präparator Weil).
 Schuhmacheret.

wird nachmittags gruppenweise unterrichtet.

Nachmittagsdienst.

Gruppe	Montag 1—7	Dienstag 1—7	Mittwoch 1—7	Donnerstag 1—7	Freitag 1—7	Sonntabend 1—7
I	Wiesenbau oder Feldmessen Studierzeit	Studierzeit und Handwerke	Wahlfr. Dienst Studierzeit Turnen	Gartenbauliche od. landw. Unterweil. Studierzeit Samariterkurs	Buchführung oder Baufonstruktion Studierzeit	Studierzeit (Präparierkurs) Turnen
II	Feldmessen oder Wiesenbau Studierzeit	Wahlfr. Dienst Studierzeit	Studierzeit Handwerke Turnen	Gartenbauliche od. landw. Unterweil. Studierzeit Samariterkurs	Baufonstruktion oder Buchführung Studierzeit	Wahlfreier Dienst (Präparierkurs) Studierzeit Turnen
A*	1- ¹ / ₂ 3 Planzeichnen und 3- ¹ / ₂ 5 Gartenbau Studierzeit	Gärtnerlei Studierzeit	Mikroskop. Übungen bei Dr. Pepppler Studierzeit Turnen	Gärtnerlei Studierzeit	Gärtnerlei Studierzeit	Landwirtschaft Studierzeit Turnen
B	Landwirtschaft Studierzeit	Landwirtschaft Studierzeit	Gärtnerlei Studierzeit Turnen	Landwirtschaft Studierzeit	Landwirtschaft Studierzeit	Übungen bei Schröter Studierzeit Turnen
C	Handwerke Studierzeit	Handwerke Studierzeit	Handwerke Studierzeit Turnen	Handwerke Studierzeit	Handwerke Studierzeit	Handwerke Studierzeit Turnen
D	Gärtnerlei Studierzeit	1- ¹ / ₂ 3 Planzeichnen 3- ¹ / ₂ 5 Gartenbau Studierzeit	Landw. Unterweil. Studierzeit Turnen	Landwirtschaft u. Studierzeit	Mikroskop. Übungen bei Dr. Thiele	Gärtnerlei Studierzeit Turnen
Der landw. Dienst dauert bis zur Dunkelheit. E Turnen Rechtskunde E Turnen						

Die Praktika nten werden der Regel nach im zweiten Halbjahr abwechselnd beschickt; je 4 Wochen in der Landwirtschaft (gefordert in unserer Outswirtschaft „Selbsthof“, je 3 Wochen in der Möbelerlei und im Substanz, je 1 Woche in: Gewächshaus, Baumhülle, Gemüsehau, Waldarbeit, Pferdehstall und zeitweis auch Schäferei, sowie nach Zeit und Bedarf in den Handwerken.

*) Die Gruppen A—D wechseln von Woche zu Woche in viertwöchentlicher Wiederholung.

6. Feld, Hof, Garten und Wald.

Landwirtschaft. Viel ward uns gezeigt, und wenig gegeben! Die ganze Ernte, ja der ganze Sommer, sie waren eine Kette von Enttäuschungen und Verlusten. — Von einigen schweren Regen war schon im letzten Kulturpionier berichtet, daß es flutartig über unsere herrliche Ernte hereindrehen würde, ahnte man ja nicht.

Alle Früchte lagerten total, nur vereinzelt konnte die Erntemaschine in Anwendung kommen, und dann kam der Auswuchs, zunächst an den hochgestellten Garben, später auch an dem Getreide, das noch auf dem Halm stand. Es war trostlos! Vom Hafer sind 40% durch Auswuchs und Ausfall verloren, der Rest minderwertig. Beim Weizen ist der Verlust nicht so groß, immerhin noch bedeutend. Wie der Sommer, so bringt uns auch der Herbst nichts als Enttäuschungen. Als der vernichtende Regen aufhörte und der Himmel klar wurde, trat starker Frost ein, der die Futterrüben sehr schädigte, sogar die Kartoffeln in der Erde erfrieren ließ. Seit Wochen wieder täglich Regen, so daß weder Kübenernte noch Herbstbestellung bewältigt werden können.

Es ist noch sehr viel zu pflügen (Winterfurche) und wir empfinden es dieses Jahr besonders schwer, daß unsere Geländeverhältnisse nicht die Anwendung eines Dampf- oder Motorpfluges gestatten. Doch mit Geduld und Ausdauer werden wir auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwinden, keimt doch mit der neuen Saat auch in uns neue Hoffnung für die Zukunft.

H.

Gemüsebau. Entgegen den in der Praxis sich als recht töricht erwiesenen Befürchtungen des vergangenen Sommers, auch in diesem Jahre wieder eine Trockenperiode durchzumachen, gestaltete sich die Witterung desselben zu dem geraden Gegenteil. Kühl und feucht, noch und kalt war fast ein Tag wie der andere, so daß von einem wirklichen Sommerwetter eigentlich nichts zu bemerken war. Wie gerne hätte man da ein paar Wochen des Vorjahres in Tausch genommen, die seinerzeit leicht und gern entbehrt worden wären. Nun endlich einmal einige helle und heitere Tage angebrochen sind, kommen auch schon ganz erhebliche Nachtfröste bis zu 6 Grad, so daß der geringen Sommerherrlichkeit ein schnelles Ende bereitet wird.

Entsprechend dieser Witterung war auch das Wachstum der verschiedenen Pflanzen vielfach ein ungünstiges. Bohnen und Gurken litten ganz besonders und zeigten daher nur eine kurze Lebensdauer. Sellerie und Endivien wurden rissig und saulten oder gingen in die Höhe. Salat und ähnliche Gewächse, welche im Vorommer recht üppig gestanden haben, kamen im Spätsommer überhaupt nicht mehr zur vollständigen Entwicklung. Tabak zeigte sich ausnahmsweise dieser kühlen Witterung gewachsen und lieferte eine befriedigende Ernte, nur mußte dieselbe meist bei regnerischem Wetter ausgeführt werden, auch litten die Blätter sehr unter den schweren Herbsttürmen. Dagegen waren sämtliche Kohlarten und die meisten Wurzelgewächse für diese gehörige Dosis Feuchtigkeit sehr dankbar und entwickelten sich fast durchgehends zu brauchbarer Ware. Kartoffeln, anderweitig in Mengen geerntet, stehen bei uns nur mittelmäßig, hervorgerufen durch die schon in voriger Nr. bemerkten Fehlstellen, welche wohl auf nicht ausgereiftes Saatgut zurückzuführen sein dürften und daher noch eine Nachwirkung der vorjährigen Trockenperiode ausmachen. Durch die feuchte Witterung unterstützt, machte sich in diesem Sommer auch das Unkraut durch sein massenhaftes Auftreten wieder unliebsam bemerkbar und war dessen Bekämpfung um so schwieriger, als ein Behacken der betreffenden Grundstücke infolge der andauernden Bodenfeuchtigkeit nur in seltenen Fällen möglich war.

Mit dem nun beginnenden Semesteranfang warten wir auf trockenere Witterung, um mit dem Einerten und Einwintern der Gemüse zu beginnen, dem sich dann wieder die Bearbeitung und Instandsetzung der Ländereien anschließen muß.

Der sonnenarme, kühle und feuchte Sommer 1912 hat wie auf alles, so auch auf die Pflanzen im Gewächshaus seinen ungünstigen Einfluß ausgeübt. Die Baumwolle war vollkommen mißraten. Nur einige Topfpflanzen brachten es bis zum Ansatz von Blütenknospen. Dagegen zeigten die Baumwollenspflanzen, die, wie in jedem Jahre, so auch in diesem vor dem Gewächshaus unter leichtem Mistbeetensterschutz, ausgepflanzt waren, ein recht erfreuliches Wachstum. Aber auch sie brachten trotz der gesunden kräftigen Pflanzen nur wenig Blumen und zeigten einen schlechten Fruchtansatz. Dabei wurden die Kapseln nicht reif, da schon verhältnismäßig früher Frost eintrat, und die Pflanzen abgetötet wurden. Auch sonst hat der früh eingetretene Frost mancherlei Schaden angerichtet. — Nach einer längeren Pause blüht jetzt unsere schöne *Vanda tricolor* endlich wieder. Auch die *Lyaste Skinneri* brachte schöne Blüten. Melonenbäume haben ebenso wieder geblüht, aber keine Frucht angefüllt. Unsere so schön besprochenen und ja sogar auch besungenen Kaffeepflanzen erfreuen sich eines gesunden Wachstums und die reichlich angefüllten Früchte sind schon zu einer annehmbaren Größe gediehen und werden wohl bald reif werden. —

Der lang anhaltende Regen und die lange sonnenlose Zeit haben unseren Sommerblumenflor stark beeinträchtigt. Asters und Levkoie versprochen, einen großen Blütenreichtum zu bringen, aber noch bevor die Hauptblütezeit begann, fingen die Knospen an zu faulen und die ganzen Pflanzen wurden durch Wind und Wetter derart durcheinandergeworfen, daß es einem weh tun konnte. Auch in den Gärten sah es traurig aus.

Wenn man einen Vergleich zwischen dem trockenen Sommer 1911 und dem nassen von 1912 zieht, so kommt man doch zu der Ueberzeugung, daß ein trockenes Jahr doch nicht so viel Schaden bringt wie ein nasses, zumal man ja in einem verhältnismäßig kleineren Betriebe leicht durch Begießen nachhelfen kann. Von dem thörichten Geschrei über Hitze und Trockenheit sind in diesem Jahre jedenfalls viele Leute kuriert worden. M.

Waldbau. Waldwirtschaftliche Arbeiten wurden in den letzten drei Monaten wenig ausgeführt, da in den Monaten August und September die verfügbaren Arbeitskräfte zum größten Teil zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet werden mußten.

Außer den nötigen Arbeiten im Forstgarten, wurde noch der Läuterungshieb in der Schonung am Galgenberg ausgeführt. — Mit Beginn des Wintersemesters wurde eine 40 Meter lange Strecke Uferbau an der Gelfster in Angriff genommen, derselbe wurde mittels Faschinenbefestigung ausgeführt.

Zur Zeit sind wir mit Aufforstungsarbeiten auf dem Gefänge beschäftigt.

Die geplanten Spreng- bzw. Bodenlockerungsversuche mit dem neuen Sprengmittel „Romperit C“ an den Wartebergen und auf dem Wichtelstein sind Mitte November vorgenommen worden. Gleichzeitig soll dasselbe auf seine Verwendbarkeit zum Ausroden von Baumstücken erprobt werden. E.



7. Museum und Sammlungen.

Mehrere kleine Schenkungen auf volkswundlichem und zoologischem Gebiete haben wiederum zur Bereicherung unserer Sammlungen beigetragen, und die neuernannte Museumsgruppe dieses Wintersemesters läßt es sich bereits angelegen sein, erforderliche Arbeiten in den Sammlungsräumen zu verrichten, um einerseits die Uebersicht über das Vorhandene mehr und mehr zu vervollkommen und es anderseits für den Unterricht immer nutzbarer zu machen.

Den Einsendern der Gegenstände danken wir herzlich und knüpfen daran erneut die Bitte, an der dauernden Vervollständigung der Sammlungen freundlichst weiter mitzuwirken.

S.

8. Spiel und Sport.

Der Schluß des vorhergegangenen Semesters, sowie der erste Teil des Wintersemesters dürfte in sportlicher Hinsicht sicher eine ebenso erfolgreiche Zeit gewesen sein wie früher. Am Ende des heurigen Sommersemesters war ein Preisschießen veranstaltet worden, wobei unsere besten Schützen hervorragende Leistungen aufzuweisen vermochten. Aus diesem Grunde war der Kampf, der sich um die einzelnen Preise entsponnen hatte, ein sehr harter gewesen, dafür aber für den Sieger die Anerkennung um so ehrenwerter und schöner. — Außer dem Preisschießen fanden auch wieder mehrere Tennis-Wettspiele statt. Auch hierbei dürften die Leistungen keineswegs hinter denen zu Beginn des Sommersemesters nachstehen. Anschließend an das Tennisspiel im Freien hatte im jetzigen Wintersemester während der Abendstunden bei einer stattlichen Anzahl Kameraden das Tischtennis einen großen Anklang gefunden. Die Tüchtigkeit und Kampfeslust war eine so große, daß man auch hier die Meisterschaft ausfocht. — Von unserer Fußballmannschaft verloren wir zwar mehrere brave Kämpfer, doch das neue Wintersemester brachte uns einigen Ersatz. Die frischen Kräfte üben nun bereits mit der alten Mannschaft, um weitere bevorstehende Wettkämpfe ausfechten zu können. — Das Turnen, Reiten und Fechten findet, wie in jedem Wintersemester, in ausgedehntem Maße statt. — Vom Rudersport wäre noch zu berichten, daß unser Vierer „Wilhelmschhof“ bereits außer den kleinen Fahrten, wie Hedemünden usw., eine weitere Fahrt bis nach Hann Münden machte, und zwar an einem Nachmittag hin und zurück, um eine Mannschaft vom Oldenburger Ruderverein, die am Morgen Wigenhausen verlassen hatte, in Münden nochmals anzutreffen. Mit dem letztgenannten Verein fand auch ein Flaggenaustausch statt, zum Zeichen weiterer sportsfreundlicher Beziehungen. Ferner begann die Bootsguppe des W. S. 1912/13 das kleine Zimmer im Bootsturm einzurichten, um den fremden Flaggen einen würdigen Platz geben zu können.

Möge der sportsfreundige Geist, der zur Zeit unter uns Kameraden Eingang gefunden hat, auch fernerhin blühen und gedeihen zum Wohle des Einzelnen wie der Kameradschaft.

H.



7. Museum und Sammlungen.

Mehrere kleine Schenkungen auf volkskundlichem und zoologischem Gebiete haben wiederum zur Bereicherung unserer Sammlungen beigetragen, und die neuernannte Museumsgruppe dieses Wintersemesters läßt es sich bereits angelegen sein, erforderliche Arbeiten in den Sammlungsräumen zu verrichten, um einerseits die Uebersicht über das Vorhandene mehr und mehr zu vervollkommen und es anderseits für den Unterricht immer nutzbarer zu machen.

Den Einsendern der Gegenstände danken wir herzlich und knüpfen daran erneut die Bitte, an der dauernden Vervollständigung der Sammlungen freundlichst weiter mitzuwirken.

S.

8. Spiel und Sport.

Der Schluß des vorhergegangenen Semesters, sowie der erste Teil des Wintersemesters dürfte in sportlicher Hinsicht sicher eine ebenso erfolgreiche Zeit gewesen sein wie früher. Am Ende des heurigen Sommersemesters war ein Preisschießen veranstaltet worden, wobei unsere besten Schützen hervorragende Leistungen aufzuweisen vermochten. Aus diesem Grunde war der Kampf, der sich um die einzelnen Preise entsponnen hatte, ein sehr harter gewesen, dafür aber für den Sieger die Anerkennung um so ehrenwerter und schöner. — Außer dem Preisschießen fanden auch wieder mehrere Tennis-Wettspiele statt. Auch hierbei dürften die Leistungen keineswegs hinter denen zu Beginn des Sommersemesters nachstehen. Anschließend an das Tennisspiel im Freien hatte im jetzigen Wintersemester während der Abendstunden bei einer stattlichen Anzahl Kameraden das Tischtennis einen großen Anklang gefunden. Die Tüchtigkeit und Kampfeslust war eine so große, daß man auch hier die Meisterschaft aussocht. — Von unserer Fußballmannschaft verloren wir zwar mehrere brave Kämpfer, doch das neue Wintersemester brachte uns einigen Ersatz. Die frischen Kräfte üben nun bereits mit der alten Mannschaft, um weitere bevorstehende Wettkämpfe aussichten zu können. — Das Turnen, Reiten und Fechten findet, wie in jedem Wintersemester, in ausgedehntem Maße statt. — Vom Rudersport wäre noch zu berichten, daß unser Vierer „Wilhelmschhof“ bereits außer den kleinen Fahrten, wie Hedemünden usw., eine weitere Fahrt bis nach Hann Münden machte, und zwar an einem Nachmittag hin und zurück, um eine Mannschaft vom Oldenburger Ruderverein, die am Morgen Wigenhausen verlassen hatte, in Münden nochmals anzutreffen. Mit dem letztgenannten Verein fand auch ein Flaggenaustausch statt, zum Zeichen weiterer sportsfreundlicher Beziehungen. Ferner begann die Bootsguppe des W. S. 1912/13 das kleine Zimmer im Bootsturm einzurichten, um den fremden Flaggen einen würdigen Platz geben zu können.

Möge der sportsfreundige Geist, der zur Zeit unter uns Kameraden Eingang gefunden hat, auch fernerhin blühen und gedeihen zum Wohle des Einzelnen wie der Kameradschaft.

H.



9. Geschenke.

Es schenkten uns:

1. Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg Regent zu Braunschweig: 100 Flaschen Boa=Lie.
2. Amtsgerichtsrat D r i e s s e n , Witzgenhausen: Bücher.
3. Dr. B ö l l e r t und Cand. phil. D ü r r : Bilder für den Speiseaal.
4. Kamerad Franz Bernouilly, Haus Fidus in Woltersdorf: Bücher.
5. Landwirtschaftliches Institut der Universität Halle: Samen für den landw.=botanischen Garten.
6. Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft Berlin: Samen für den landw.=botanischen Garten.
7. Adolf Bleichert & Co., Leipzig=Gohlis: 7 Bilder.
8. N. N., Sumatra=Westküste: Insekten, Zeitungen usw.
9. HERNSHEIM & Co. N. G., Hamburg: Steinnüsse aus der Südsee, geschält und ungeschält.
10. Kommerzienrat Paul Thorer, Leipzig: Eine kleine Stammsherde reinblütiger Karakulschafe,
11. Meteorologisches Institut, Berlin: Wolfenspiegel.
12. Gewerberat der Stadt Idar: Eine Sammlung von Roh=Edelsteinen.



10. Bücherei und Lesezimmer.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften:

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Ausgewählt und mit einem erläuternden Anhang herausgegeben von Eduard von der Stellen. Mit 3 Bildnissen. Cotta, Stuttgart-Berlin 1912.

Neben dem Politiker Bismarck mit dem Geleitsatz: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“ steht ebenso ungeschminkt der Privatmann Bismarck. Besonders stark tritt dies in seinen Briefen hervor, die er frei von diplomatischen Absichten schreiben konnte, an vertraute und liebe Personen. Die erste Stelle unter diesen nimmt wohl seine Braut und spätere Gattin Johanna v. Puttkamer ein, mit der er in ungetrübler Liebe fast ein halbes Jahrhundert verbunden war. Die Gesamtheit dieser Briefe, die unendlich wichtig sind zur Beurteilung eines der großen Deutschen Tag uns bisher in einer von Herbert v. Bismarck gesammelten und bei Cotta erschienenen Gesamtausgabe vor.

Nun hat sich derselbe Verlag dankenswerterweise entschlossen, in hübscher Ausführung eine Auswahl dieser „Gattenbriefe“ herauszugeben. Nicht nur der Patriot, sondern besonders auch der psychologisch an Bismarcks Wesen Interessierte kann hier den Mann ohne geistigen Sonntagsrock finden. Dieses sein besonderes Geschick, als Liebender auch Gewöhnliches, Unbedeutendes interessant zu gestalten, ist für uns heute von ungeheurem Werte, denn diesen rückhaltlosen Briefen verdanken wir es, wenn der durch seine Taten Unsterbliche uns auch in seinem persönlichen Wesen lebendig bleibt. Au.

Der Mensch und die Erde. IX. Band. Herausgegeben von G. Kraemer. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Bong & Co. Preis 18 M.

Der IX. Band dieses großen Prachtwerkes, das in X Bänden die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur behandelt, liegt vor. Er bildet den ersten Teil des Abschnittes, der nach den aufgestellten Gesichtspunkten, das Wasser als einen der wichtigsten Schätze der Erde eingehend mit reichem Abbildungsmaterial behandelt.

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter bieten uns volle Gewähr für Gründlichkeit und Exaktheit der Forschung. Den modernen Menschen wird dieser Band besonders interessieren, weil neben der Verwendung des Wassers in der Heilkunde, in Haus und Gewerbe, die große Frage der städtischen und gewerblichen Abwässer, die Kanalisation großer Städte sachmännisch und doch gemeinverständlich behandelt wird.

Wer biologisches Interesse hat, dem empfehlen wir besonders den Abschnitt über Tier- und Pflanzenwesen in unseren Süßwasserbecken. Ein großes Kapitel über Fischzucht mit vorzüglichen Abbildungen schließt den Band, der den Nutzen und die Auswertung des Wassers umfaßt, vom Wasser in Kultur und Mythos bis zur Kanalisation der Weltstadt Berlin.

Mit dem folgenden Bande schließt ein Werk ab, das in vornehmer Ausstattung und gebiegener Behandlung dem Bedürfnis der modernen Zeit vortrefflich Rechnung trägt, sich über die Grundlagen unserer Kultur, soweit sie mit den Schätzen der Erde zusammenhängen, zu orientieren. Und wo liegen sie wohl beide trennen? Au.

Taschenbuch für Südwestafrika 1913. Sechster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Hugo Abraham-Gobabis, Mitglied des Landrats; Behrens, Prokurist der Afrika-Bank; Carl Bödiker-Hamburg; Gerthmeyer, Geh. Oberregierungsrat im Reichskolonialamt; Julius Pellmann, Direktor der Kolonialbank in Berlin; Pogrefe, Sekretär der Centralauskunftsstelle für Auswanderer in Berlin; Prof. O. Knopf, Jena; Justizrat Dr. Rhode-Berlin; Joh. Schmidt,

Postinspektor in Berlin, herausgegeben von Kurd Schwabe, Major a. D.; Dr. Philalethes Kuhn, Oberstabsarzt bei der Schutztruppe für Kamerun und Medizinalreferent beim Gouvernement; Dr. Georg Fock, prakt. Arzt in Oshandja. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29. 2 Teile, Preis M. 5.—.

Der soeben erschienene 6. Jahrgang des rühmlichst bekannten „Taschenbuches für Südwestafrika“ (1913) schließt sich in seiner Anlage den Vorgängern an. Die in ihm enthaltenen Neuerungen gründen sich meist auf Wünsche und Anregungen aus dem Schutzgebiet.

Die kurze Inhaltsübersicht zeigt bereits, daß der Jahrgang 1913 der Tendenz des Taschenbuches, ein Führer durch das gesamte wirtschaftliche Leben des Schutzgebietes zu sein, ebenso gerecht wird, wie seine Vorgänger. In der Hand aller Berufskreise des Schutzgebietes, der Ansiedler, Farmer, Kaufleute, der Beamten und Militärpersonen, wird der neue Jahrgang ein ebenso guter Ratgeber sein wie ein zuverlässiger Wegweiser in der Hand der Auswanderer und Reisenden.

Tibel für den vereinigten Schreib-, Lese- und Sprachunterricht von E. Karge. Verlag Georg Neuner, Leipzig und Riga 1911. Preis M. 1.—.

Dieses kleine mit 71 zum Teil mehrfarbigen Originalbildern ausgestattete Büchlein wird besonders von den Auslandslehrern mit Freuden begrüßt werden.

Wie mache ich mein Testament ohne Rechtsanwalt und ohne Notar? Das Erbrecht. Gemeinverständliche Darstellung des Gesetzes nebst zahlreichen Testamententwürfen und =Beispielen. 3. Auflage. Verfasser Hans Lustig, kaufmännischer Sachverständiger. Baumgartens Verlagsbuchhandlung, Saarbrücken 3. Preis M. 1.10.

Der Verfasser gibt in dem Schriftchen eine gemeinverständliche Darstellung des bürgerlichen Rechts, soweit dasselbe das Erbrecht behandelt. Besonders beschäftigt er sich mit dem Testamentsrechte und den einzelnen Testamentsarten, berührt aber auch die gesetzliche Erbfolge, unter Berücksichtigung der Vorschriften über den Pflichtteil. Den breitesten Raum widmet er seinem Ziele gemäß, dem eigenhändigen Testamente, das jeder ohne Hinzuziehung eines Notars oder einer sonstigen Urkundsperson errichten kann.

Elisabeth Dehler-Heimerding: Das Pfarrhaus am Schatzberg. Eine Geschichte aus dem jüngsten China. Mit 10 Bildern. Geheftet M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Wer chinesisches Volks- und Familienleben kennen lernen will, wie es ist, und dabei die Ereignisse der letzten Zeit — Eisenbahnbau und Revolution — im stillen Winkel miterleben, wird es nirgends besser können als hier. Das Buch will nicht aufregen, sondern dem Leser wirklich etwas geben; es herrscht ein fröhlicher Ton darin.

Rülz: Malaria und Schwarzwasserfieber. Hamburg, Verlag Fr. W Thaden. Preis gebunden 2 M.

Für den geringen Preis von 2 M. wird ein Buch auf den Markt gebracht, das dem in den Tropen lebenden Europäer die Möglichkeit gibt, sich gegen diese Hauptkrankheiten der heißen Zone zu schützen. Sich selber und den andern den Arzt zu ersparen, soweit dies möglich, wo ein solcher nicht vorhanden. Da Herr Dr. Rülz als kaiserlicher Regierungsarzt in Kamerun persönlich die Krankheiten an Ort und Stelle studiert, so sei dies Buch empfohlen. Au.

W. G. Niehl: Die deutsche Arbeit. 4. Auflage. Cotta, Stuttgart-Berlin 1912. Leinenband 1.50 M.

„Jedes Volk arbeitet nach seiner Art. Der Griff, womit es die Arbeit anfängt, der Blick, mit dem es das Wesen der Arbeit erkennt, das Maß, nach welchem es Fleiß, Talent, Erfolg wertet, sind Urkunden seiner tiefsten Charakter-“

jüge. Die Seele des Volkes springt aus seiner Idee der Arbeit hervor, wie aus seiner Praxis der Arbeit“. Damit hat Niehl zu Beginn seiner Einleitung die Grundzüge seines Werkes festgelegt. Die Gesichtspunkte stehen fest, nach denen, oder besser gesagt, unter denen er die Arbeit als nationale, als Arbeit in Lied und Spruch, in Sitte und Sage und in der Bibel betrachtet. Es folgt darauf die Bewertung des Fleißes, Erfolg, Gewinn und Profit, endlich die Spitzbubenarbeit als negativ. Auf eine Volksrede aus dem Jahre 1848, welche die Arbeit charakterisieren will, geht Niehl über zur Poesie der Arbeit und zurück in die Praxis kommt er zu sprechen auf die Arbeitsschule im großen Stil. — — —

Ein nationales Dokument, auf das wir stolz sein können — deutscher Geist in deutscher Arbeit, das ist es was Niehl uns vorführt. Recht angetan ist dies Buch unser nationales Selbstgefühl zu heben und die Tatkraft zu spannen und als ein friedliches Thema, als ein ernster Mahnruf fällt diese 4. Auflage in die kriegerischen Tage.

Nach allen Seiten hin wird uns der Begriff der Arbeit entwickelt. Nicht in seiner Nacktheit, als längst überdefinierteres Wort, sondern in der besonderen Prägung als der Arbeit als sittlichen Tat, als eines Begriffs, der den edelsten Geist einer, unserer Nation in sich birgt als köstlichen Inhalt. „Denn der deutsche Arbeitsgeist zeichnet sich in zwei Punkten ganz besonders aus und führt uns dadurch nahe dem Ideal der Arbeit, nämlich durch die sittliche Höhe, mit welcher er Motiv und Ziel der Arbeit faßt und durch den Universalismus, kraft dessen er alle Zweige der Arbeit gleichmäßiger als irgend eine andere Nation durchbildet und zur eigentümlichen Entwicklung geführt hat.“

Eine ernste Mahnung aber bildet für uns der Schluß: „Darum sollen wir Deutsche das letzte Ziel unserer Arbeitsschule großen Stils nicht dahin gesteckt sehen, daß wir das reichste Volk werden, sondern dahin, daß wir am größten von der Arbeit denken und durch alle Volksschichten in freier Sittlichkeit arbeitsergwaltig ringen nach diesem Ideal.“

Wenn ich neben der unbedingten Anerkennung, die dieses Buch verdient, noch einen Wunsch äußern soll, so hätte vielleicht ein größeres Kapitel über den Sport als veredelte oder degenerierte Arbeit auf den besonderen deutschen Charakter im Gegensatz zu andern Nationen interessante Lichter geworfen.

Au.

Gottfried Keller: Drei Erzählungen. Schulausgabe von Dr. Hermann Binder. Cotta, Stuttgart-Berlin 1712.

Es ist hier nicht der Platz, eine Schulausgabe von Gottfried Kellers Erzählungen voll zu würdigen, aber von ganzem Herzen begrüßen wollen wir sie doch. Gottfried Keller gehört zu den Glücklichen, die jedem etwas zu sagen wissen und was Freiligrath über eine der vorliegenden Erzählungen schreibt, das gilt für sein ganzes Werk:

„Dietergen“ ist eine wahre Perle. Es wird einem wohl dabei in Lust und Weh. Es ist wunderbar, wie Keller die Herzen zu ergreifen versteht, wie er mit den einfachsten Mitteln die höchsten Erfolge erzielt.“ Au.

Prof. D. Strehl: Der Hausbau in den Tropen. Hamburg, Verlag Fr. W. Thaden. Preis geb. 2 M.

In der Tropenbibliothek erscheint soeben „der Hausbau in den Tropen“ von Prof. Strehl, der damit den Tropenkolonisten ein Handbuch geben will, aus dem sie ohne eingehendes Studium der Baukunst, die zum Bau eines einfachen Hauses nötige praktische Anleitung entnehmen können.

Auch sonst gibt das Heftchen eine Fülle wertvoller praktischer Winke, die durch eine große Reihe deutlicher Skizzen und Einzelzeichnungen erläutert werden. Gerade die reichen Erfahrungen, welche im Laufe der Zeit hier in der Kolonialschule unter besonderer Mithilfe unserer alten Kameraden gesammelt worden sind, hat Prof. Strehl hierbei verwerten können, wie das z. B. bei dem Haus- und Lageplan der Farm Güttenhain in Südwest deutlich zu Tage tritt, und andererseits den neuerlichen, hier durch Herrn Körner in

Sichtbildern und Erklärungen gegebenen Vorführungen von ostafrikanischen Hausanlagen entspricht. Dabei hat der Verfasser sich sehr anerkanntswürdig bemüht, die Bauweise und Erfahrung der Heimat für die tropischen Verhältnisse als Grundlage der neuen Aufgabe möglichst zu verwerten, unter gleichzeitiger Berücksichtigung lang erprobter Erfahrungen im Tropen-Hausbau, wie sie z. B. uns auch durch die Kolonial-Regierungen und Missionsgesellschaften zur Verfügung gestellt sind. So ist denn dies kleine handliche Buch allen Kulturpionieren und alten Kameraden draußen sehr zu empfehlen.

Fab.

W. Duisberg: Lose Blätter aus den Aufzeichnungen eines alten Missionskaufmannes. Mit 4 Bildern. 2. Auflage. Basel, Basler Missionsbuchhandlung.

Persönliche Reiseeindrücke, ohne Schönmalerei, so ziehen in diesem Büchlein die Reisen des „frommen Kaufmannes“ an uns vorüber. Die Jugendzeit in Stuttgart, als dies noch 42 000 Einwohner hatte, 1848 im Lichte der Jugend, sind interessante Kapitel. Dann beginnen die Reisen nach Chartum, bekannt durch die heldenmütigen Kämpfe der Engländer, und nach Jerusalem. Die Greuel der Sklavenkarawane und ihr Markt werden gestreift. Mehrfache Reisen nach gipfeln zufällig und doch symbolisch für den Missionar im Garten Gethsemane und auf Golgatha. „Im Spätherbst des Lebens“ sind dann diese Blätter aus Göttertrauen und Dank für seine Führung niedergeschrieben. Eine objektivere, unpersönlichere Beurteilung in manchen Dingen würde das Büchlein als Beobachtungsmaterial noch im Werte erhöht haben.

Au.

Rudolf Blandertz: „Die zeitgemäße Schrift“. 3. Auflage. Preis 50 Pf. Verlag für Schriftkunde u. Schriftunterricht, Heinke & Blandertz, Berlin NO. 43.

In der erschienenen 3. Auflage finden die früheren treffenden Ausführungen des Verfassers vielfach eine erhebliche Erweiterung und Ergänzung und werden durch gewichtige Aussprüche bekannter Fachleute überzeugend belegt. Eine besondere Zusammenstellung von Schnurschriftbeispielen zeigt, wie es auch ohne „Duktus“ geht beim Schreibunterricht, und welche Voraussetzungen maßgeblich sind für die Entwicklung der persönlichen Note in der Schrift.

D. S. M. Zwemer: Missionslose Länder. Ungelöste Missionsaufgaben. Berechnigte Uebersetzung aus dem Englischen von Luise Dehler mit einem Vorwort von Dr. Jul. Richter, nebst 8 Bilderbeilagen und 4 Kartensitzgen. Preis broschiert M. 2.40, in Leinwand M. 3.20.

Daß dieses wichtige Buch geschrieben werden konnte, ist einer der deutlichsten Beweise dafür, daß wir im Zeitalter der Weltmission stehen. Es bildet eine Ergänzung zu John Motts gewaltigem Werk „Die Entscheidungstunde der Weltmission“, indem es den Leser einen Ueberblick gewinnen läßt darüber, welche ungeheuren Gebiete der Welt zur Zeit noch nicht besetzt, noch „missionslos“ sind, warum sie bisher in den Bereich der Mission noch nicht einbezogen sind, in welchen sozialen und religiösen Verhältnissen sie sich befinden, welche Gelegenheiten und Schwierigkeiten sie bieten. Jeder Käufer von Motts Entscheidungstunde wird gern auch zu diesem Buche greifen.

C. Scovgaard-Petersen: Aus Japan, wie es heute ist. Uebersetzt von S. Gottsched. Mit Bildern. Preis in Umschlag broschiert M. 2.40, gebunden M. 3.20.

Was dieser neuen Gabe aus des Verfassers gewandter Feder ihren besonderen Reiz verleiht, ist nicht die Schilderung von Land und Leuten — auch diese kommt zu ihrem Recht — sondern die Wiedergabe dessen, was er bei seinen Besuchen bei einer ganzen Reihe von führenden Persönlichkeiten in Japan erlebt und die Unterredungen, die er mit ihnen gepflogen hat. Man gewinnt so auf eigenartige Weise tieferen Einblick in die uns so fremdartig anmutende Gedankenwelt der Japaner, der Christlichen wie der nichtchristlichen.

Meggendorfer Blätter, München. Schönstes und billigstes farbig illustriertes Witzblatt für die Familie. Vierteljährlich 13 inhaltsreiche Nummern nur M. 3.— bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern frei.

Die Meggenborfer Blätter bringen in jeder Nummer des Lebensfrischen gesunden Humors in Wort und Bild die Fülle, der mit froher Laune die trüben Gedanken ablenkt.

Der neue Obstbau von Rudolf Richter. 3 vermehrte Auflage.

Was über die zweite Auflage seinerzeit gesagt wurde, kann für die dritte wiederholt werden. Der kurze Wurzelschnitt paßt nicht für alle Obst- und Bodenarten, sowie nicht für alle Unterlagen (Wildlinge). Bei Obstbäumen die auf Zwergunterlagen (Doncin, Paradiesapfel, Quitte zc.) veredelt sind, kann er wohl verwendet werden, da diese Unterlagen durch Stecklinge zc. vermehrt werden und auf geeignetem Boden willig neue Wurzeln entwickeln. Bei Obstunterlagen, die durch Samen vermehrt werden, ist solches weniger der Fall. Der kurze Wurzelschnitt ist daher nur bedingungsweise zu empfehlen.

Auf die übrigen in dem Werke angegebenen Kulturverfahren kann hier nicht näher eingegangen werden, doch sind auch diese in der gärtnerischen Praxis nicht immer rückhaltlos durchführbar. Immerhin möge auch diese neu erschienene Auflage zu weiteren Versuchen anregen. S.

Reißel: Tropischer Gartenbau. Verlag von Fr. W. Thaden, Hamburg. In dem vorliegenden Werk ist in kurzer, knapper Form die Anlage und Pflege von Gemüse-, Zier- und Obstgärten in den Tropen beschrieben und durch übersichtliche Pläne erläutert. Das Buch enthält gute Ratsschläge und wird bei Berücksichtigung derselben der Farmer leicht imstande sein, die erwähnten Gärten, die bei seiner Farm fehlen sollten, zweckentsprechend einzurichten und weiter zu pflegen, soweit er für diese ein praktisches Verständnis zeigt. In dem Buche sind zwar manche wichtige Punkte nicht erwähnt, so z. B. die ungefähren Aussaatzeiten der einzelnen Gemüsearten u. dergl. mehr. Wohl sind diese gegendweise verschieden, immerhin hätte im großen und ganzen darauf hingewiesen werden können, damit der draußen sich Ansiedelnde einen Anhaltspunkt hat. Im Abschnitt, der den Obstgarten behandelt, sind nur die tropischen und subtropischen Obstarten aufgeführt, während die übrigen Kern-, Stein- und Beerenobstarten, wie Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Wein zc. keine Berücksichtigung gefunden haben. Und doch sollten mit diesen vortrefflichen Arten größere Versuche angestellt werden, um dieselben mehr und mehr dort einzubürgern, da manche Lagen vorhanden sein dürften, in denen selbige gut gedeihen. Auch eine zweckmäßige Bepflanzung der Gemüsegärten mit Bäumen dieser Arten in niedrig gehaltenen Formen, dürfte versuchsweise zu empfehlen sein, da die Bäume unter diesen Verhältnissen gut gedeihen und lohnende Erträge abwerfen. Daß dieselben zu starken Schatten werfen, wodurch das Wachstum der Gemüsepflanzen behindert würde, ist kaum zu befürchten, im Gegenteil kann ein leichter Schatten der Entwicklung der Gemüsepflanzen in vielen Fällen förderlich sein. S.

Winkler, Hubert: Botanisches Hilfsbuch für Pflanzer, Kolonialbeamte, Tropen-Kaufleute und Forschungsreisende.

Das Buch hält was der Titel verspricht. Es will den Pflanzer und andere beteiligte Kreise in den Stand setzen, sich über Namen, Kultur und Verwertung von bekannten sowohl als auch bis jetzt weniger oder gar nicht angebauten Nutzpflanzen zu orientieren und zu Kulturversuchen mit letzteren anregen. In kurzer aber klarer Form werden unter Angabe der wichtigsten Literatur 1200 verschiedene Gewächse behandelt; ein umfassendes, die Eingeborenen- und Handelsbezeichnungen enthaltendes Register ermöglicht die leichte Auffindung in dem nach dem wissenschaftlichen Namen alphabetisch geordneten Text. Pp.

Gerhard Gennes: „Die Sklaven der Marianen.“ Erlebnisse eines Fremdenlegionärs. Verlag Bachem, Köln.

Was wir seiner Zeit schon bei Besprechung der Bücher von Erwin Rosen, „In der Fremdenlegion“, und von Christian Müller, „Fünf

Jahre Fremdenlegionär“, an dieser Stelle hervorhoben, gilt auch von dem vorliegenden Werke. Mit aufrichtiger Freude müssen wir es begrüßen, wenn durch die rückhaltlos offenen Schilderungen der traurigen, menschenunwürdigen Zustände in der französischen Fremdenlegion unbessene junge Landsleute zurückgehalten werden, Kraft und Gesundheit bei unfäglichen körperlichen Entbehrungen unter fremden Fahnen aufzureiben. Inhaltlich bietet das Buch kaum Neues gegenüber den beiden früher besprochenen, verdient aber wegen der frischen, anschaulichen Schilderung und der nutzbringenden Aufklärung die weiteste Verbreitung. B.

Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Gottlob Egelhaaf, Oberstudienrat, Rektor des Karls-Gymnasiums in Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1912.

„Bismarcks Gedanken und Erinnerungen“, die von Jahr zu Jahr mehr den klassischen Werken zugerechnet werden, erscheinen hier in einer eigenartigen Ausgabe als sogenannte Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen. Wenn Bismarck dies sein Werk am Ende seines umfassenden Lebens den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft widmete, dann empfiehlt es sich gewißlich gerade auch unserm Leserkreise. Das neue Gewand der Schulausgabe bedeutet dabei keine Herabminderung seines Wertes, im Gegenteil: Die Mehrzahl der gebildeten Deutschen werden mit den Jahren immer weniger in so lebendiger geschichtlicher Gemeinschaft mit dem großen Reichsbaumeister stehen, daß sie ohne weiteres alle Ausführungen der Gedanken und Erinnerungen ohne nähere Erklärungen und Erläuterungen richtig würdigen können. Mit Recht sagt der Herausgeber: „Die „Gedanken“ sind in ihrer majestätischen Ruhe, Klarheit und Wärme der kostbarste politische Schatz, den wir besitzen. Das Ganze ist ein gedankenschweres Werk, das trotz der klassischen Sprache angestrengte Arbeit erfordert, um ganz verstanden und erfasst zu werden.“ Darum ist auch für den gereiften Leser — und nicht bloß für die Jugend diese Ausgabe mit ihren Anmerkungen sowie mit ihren Auslassungen minder wichtiger Stücke unbedingt wertvoll. Der Herausgeber hat seiner Absicht entsprechend mit „der Auswahl doch ein im ganzen zutreffendes Bild des Ganzen geschaffen“. So sei dieses handliche Büchlein bestens empfohlen. Tab.

„Deutsche Erde.“ Zeitschrift für Deutschkunde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Unter Mitwirkung der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ und der „Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland“ in Verbindung mit namhaften Mitarbeitern des In- und Auslandes herausgegeben von Paul Vanhans. Verlag von Justus Perthes, Gotha. Jährlich 8 Hefte mit Karten und Bildern zum Preise von 12 M.

Inhalt des Heftes 4/5 1912: Karl v. Hahn (mit Bild). Von Dr. Adolf Dirr. Deutsche und Polen in Preußen nach der Volkszählung von 1910. Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 in den deutschösterreichischen Alpenländern. Von Dr. Richard v. Pfaundler. Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn. Von Dr. Richard v. Pfaundler. Zur Statistik der Deutschen in Rumänien. Von Prof. Dr. Raimund Kaindl. Die deutschen Kolonien im 3. und 6. Distrikt des Municipals Pelotas, Staat Rio Grande do Sul (Brasilien). Von G. J. v. Barsewisch. Gesamtfragebogen für deutschbaltische Volkskunde. Rosinnas „Herkunft der Germanen“. Von Dr. Hans Hahn. Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. Von Dr. Rudolf Stübe. Die Hanfhäuser in Brügge und Antwerpen. Von Dr. Rudolf Häpke. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften im Banat (Ungarn). Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde. Farbige Kartenbeilagen.

Der Kunstwart und Kulturwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste. Herausgeber F. Uenaris. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Jährlich 24 Hefte. Vierteljährlich 4 M.

Inhalt des zweiten Novemberheftes 1912: „Echtheit.“ Auch etwas zu Gerhart Hauptmanns Geburtstag. Vom Herausgeber. Gerhart Hauptmann. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag. Von E. F. W. Behl. Ariadne auf Naxos. Von Leopold Schmidt. Reform der katholischen kirchlichen Kunst. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Was geschieht nach dem Prozeß Knittel? Von N. v. W. Vom Gemeindebestimmungsrecht. Von Artur Baran. Staatserhaltende Fahrpreisermäßigungen. Von Heinz Marr. Kleinigkeiten. Ein Gespräch auf der Straße. Von Ernst Weber. Neuere schwedische Dichtungen Von Ezard Nidden. — Lose Blätter: Aus Selma Lagerlöfs Roman „Silfvernas Heimat.“ — Vom Heute fürs Morgen. — Bilder und Noten.

Dr. A. Petermanns Mitteilungen. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkertunde. Herausgeber Prof. Paul Langhans. Verlag Justus Perthes, Gotha. Jährlich 12 Hefte. Jahrespreis 24 M. Einzelheft 3 M.

Inhalt des Oktober-Heftes 1912: Koch, Hauptm. J. P. Die dänische Expedition nach Königin-Luise-Land und quer über das nordgrönländische Inlandeis 1912/13. Fjeturb, Dr. G.: Einige Bemerkungen über die Hella und deren Umgegend. Schulz, A. v.: Bericht über den bisherigen Verlauf meiner Pamirexpedition 1911/12. Schnell, Dir. Prof. Dr.: Zur Kartographie Nordmarokkos. v. Pfeil und Kl.-Ellguth, Dr. J. Graf: Die Entstehungsgeschichte des unteren Rufiji. Die Herstellung von Luftschiffkarten. Lehmann, Dir. Dr. P.: Ostseeinsel Ruben einst und jetzt. Grund, Prof. Dr. A. und Reg.-Rat. Dr. Fr. Rager: Nochmals zur Morphologie und Hydrologie des Karstes. Kunz, Dipl.-Ing. J.: Die Owatschimba im nördlichen Kaafeld (Deutsch-Südwestafrika). Schuller, R.: Die Bedeutung der Bezeichnung Njambiquara für südamerikanische Indianer. Dietrich, Dr. B.: Die sogenannten Glazialerscheinungen in der Rhön. Richtigstellung. Wichmann G.: Die Mutterprache in Elsaß-Lothringen 1900, 1905 und 1910. Praesent, Dr. G.: Die allgem. Versammlung der Deutschen Geolog. Gesellschaft in Greifswald.

Beilage: Militärgeographie. — Karten und Bilder. — Geographischer Monatsbericht. — Geographischer Literaturbericht.

Koloniale Rundschau. Monatschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner. Herausgeber: Ernst Vohsen. Schriftleitung: D. Weitemann. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48. Jährlicher Bezugspreis Mk. 10.—, unter Streifenband für Deutschland und die deutschen Kolonien Mk. 12.—, für das übrige Ausland Mk. 14.—. Einzelhefte Mk. 1.—.

Inhalt des Septemberheftes 1912: Die „Eingeborenen-Schulen in den deutschen Kolonien Afrikas und der Südsee“ von Wlffl. Geh. Legationsrat von König, Berlin. „Der Zionismus“ von Gerhard Hildebrand. „Eingeborenenpolitik und Eingeborenenrecht in der Goldküste und in Nigerien“ von Dr. jur. et phil. Nsmis: Das Eingeborenen-Recht der Goldküste. Allgemeine Rundschau. (Neu-Kamerun.) Wirtschaftliche und finanzielle Rundschau. Rechtliche Rundschau. (Gesetzgebung. Rechtsprechung.)

Kolonie und Heimat. Unabhängige koloniale Wochenschrift. Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Jährlich 25 Nummern zu Mk. 5.20. Einzelheft 10 Pf.

Inhalt des neuesten Hefts: Der Fang von wilden Tieren mit Grube, Schlinge und Falle. Merkwürdige Vogelnester. Bunte Bilder aus den Balkanländern. Mitteilungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Der Gringo. (Roman-Fortsetzung.) Allerlei. Koloniale Neuigkeiten. Koloniale Kapitalanlage.





Abb. 4. Markthalle und Dorf Moschi, von oberhalb des Lagerplatzes aus gesehen.
25, I, 06

III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

Briefe von Kameraden.

Jacob, den 2. X. 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Mit einer Trauerkunde muß ich meinen heutigen Brief beginnen. Mikulicz ist tot! Ermordet von Eingeborenen in den Bergen zwischen Bamu und Nuru. Erst vorgestern brachten seine Begleiter die Nachricht. Näheres über die Tat weiß man daher noch nicht.

Mikulicz hatte sich mit den Herren Elmes und von Spiegelfeldt zusammengetan und ganz in der Nähe von Madang Land gekauft und mit der Herrichtung einer Plantage begonnen. Spiegelfeldt leitete die Pflanzung, während M. und E., um das Betriebskapital zu schaffen, oder zu erhöhen, während der Jagdsaison auf die Paradiesvogeljagd gingen. Mikulicz war vor etwa 3 Monaten mal bei uns, um sich zu verabschieden, und seit dieser Zeit war er stets im Busch.

Ich entsinne mich, wie damals M. noch erzählte, daß er die Eingeborenen genau kenne, daß ihm nie etwas passieren könne. Und nun kamen am Sonntag die Begleiter und brachten die schreckliche Kunde. Morgens hatte er seine sämtlichen Leute zur Jagd geschickt, trotzdem ihm die Boys gesagt, es sei nicht sicher, er solle drei Leute zu seinem Schutze da behalten, hat er doch nur einen kleinen, halbwüchsigem Bengel bei sich behalten. Dieser machte M. nach einigen Stunden darauf aufmerksam, daß die Eingeborenen sich mit Speeren und Schilden bewaffnet in der Nähe versammelten. Auch auf auf diese Warnung hin hat M. nicht reagiert, hat den Boy ausgelacht und gemeint, er sei nicht bange. Dann hat er sich in seinem Zelte auf das Lager geworfen und gelesen, dabei ist er eingeschlafen. Am Mittag ist dann der kleine Diener wieder zu ihm gelaufen, hat ihn geweckt und gesagt, daß die Eingeborenen ganz nahe beim Zelt seien. Nun erst ist M. aufgesprungen, hat die Mehrladepistole ergriffen und aus dem Zelt, vor dem die Bewaffneten angelangt waren, laufen wollen. Gleich in der Tür hat er aber einen Speer oder Pfeil ins Bein bekommen; nun muß er kopflos geworden sein, denn er hat sich dann auf einen freien Platz zwischen zwei Häuser gestellt, während sein Diener einem der Angreifer mit einer Schrotladung ins Gesicht schoß. Durch die Häuser und ihre Schilde gedeckt, sind dann die Angreifer immer näher gerückt; Mikulicz hat seine 8 Patronen verfeuert und war dann wehrlos. Nach einem weiteren Schuß in den Oberschenkel brach er zusammen, seinem Diener noch zrufend: „Nette Dich und die

Gewehre, mit mir ist's doch vorbei." Dann hat er einen Speer in die Seite bekommen, der auf der anderen Seite unter dem Arm wieder herauskam. Er kann demnach nicht mehr lange gelebt haben.

Im Fortlaufen hat der Junge noch gesehen, wie sich die Mörder alle auf den Unglücklichen stürzten und ein Jubel- und Sieges-sing-sing angestimmt wurde. Ebenfalls will er das Brechen von Holz vernommen haben. — Nach längerem Suchen hat derselbe die Paradiesvogeljäger gefunden und ist mit ihnen zu den nächsten erreichbaren Weißen (Herrn Elmes und noch ein anderer) gelaufen und hat diesen Bericht erstattet.

Diese sind sofort mit den Leuten nach der Unglücksstelle aufgebrochen, fanden aber, außer zerstreutem Reis und Tabak von M., nichts mehr vor, selbst von seiner Jagdbeute (etwa 30 Paradiesvogelbälgen) war nichts mehr zu entdecken. Ein Stückchen Liane lag noch am Boden, deren anderer Teil scheinbar zum Fesseln gebraucht worden ist. Man muß als sicher annehmen, daß die Leiche verschleppt und aufgefressen worden ist.

Eine Expedition soll sobald als möglich zur Bestrafung der Nebeltäter ausrücken.

Nun muß ich aber Schluß machen, der Postdampfer ist bereits da, ich habe daher in großer Eile schreiben müssen. Im nächsten Briefe werde ich Ihnen von dem hier beabsichtigten Aufstand der Eingeborenen erzählen, der jedoch kurz vor dem Ausbruch verraten wurde.

Mit den besten Grüßen an Sie, Ihre geehrte Familie und ganz Wilhelmshof bin ich

Ihr dankbarer Schüler

W. Pockels.



IV. Kolonialwirtschaftliches.

1. Ein Aufstieg von Moschi zum Kibogipfel des Kilimandscharo.*)

Von Prof. Dr. Christoph Schröder, Schöneberg-Berlin.

Diesen Aufsatz haben wir mit Genehmigung des Verfassers aus Heft 21—24 (1912) der „Natur“, Zeitschrift der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft e. V. Leipzig, entnommen. Wir benutzen diese Gelegenheit, auch an dieser Stelle auf diese vielen unserer Leser schon bekannte Zeitschrift hinzuweisen, die die Mitglieder für den geringen Jahresbeitrag von 6 Mark erhalten. Die „Natur“ erscheint jährlich 24 Mal, neben 5 wertvollen Buchbeilagen, die den Mitgliedern kostenlos geliefert werden.

Auf bequemem, wenn auch völlig schattenlosem Wege und so der sengenden Tropensonne völlig preisgegeben, wird in etwa 1160 Meter Höhe das Ziel des Tages, Moschi, erreicht, die damalige Militärstation des Kilimandscharo, deren aus kleinen Bruchsteinen mit Lehm als Mörtel aufgeführten, sauber weiß getünchte Mauern und mit Erdfarbe rotgestrichene Wellblechdächer fast einen Tagemarsch weit in die Einsamkeit der Steppenebene freundlich hinausgrüßen. Die Bestimmung des Ortes als Militärstation sollte ich sogleich erfahren, als ich mich daran machte, das Zelt auf der einzigen ebenen und reinlichen Stelle aufschlagen zu lassen; es war der Exerzierplatz. Während die sauber gehaltenen Kaststätten des ganzen Steppenweges Mombo—Moschi im träumerischen Frieden schußpendender Baumriesen geborgen lagen, war es hier ein fast schattenloser Platz mit stopplichten Grasbulten, der erst mit Hilfe von Waldmessern geebnet und von dem aufgeworfenen Torfabfall gereinigt werden mußte, angesichts des lärmenden Treibens in der Markthalle, am Tage der dörrenden Sonnenglut von 32° C Schattentemperatur, gegen die Nacht den rauhen Fallwinden vom eisigen Gipfel des Kilimandscharo her schutzlos ausgesetzt. Die lebenswürdige Gastfreiheit der Beamten der Station aber, der ich auch nach einer Reihe von Wochen zum ersten Male wieder schmackhaftes Essen verdankte, ließ mich diese kleine Enttäuschung bald vergessen. Um so eher, als ich mich unter dem unmittelbaren Eindrucke des unsagbar schönen, gewaltigen Anblickes, den der über das dunkle Grün des Gürtelwaldes zwischen lichten Bananenhainen gebieterisch aufragende Eisdom des Kibo bot, entschloß, einen Aufstieg zu unternehmen, für den ich in keiner Weise vorbereitet war und der mir

*) Dieser Schilderung liegen nur Erfahrungen meiner ersten zoo-biologischen Studienreise zum Gebiete des Kilimandscharo aus 1. 3. 06 zu grunde. Gelegentlich meiner zweiten Reise ist es mir, begleitet von Herrn D. Naab, damals Bauleiter, nahe dem „Bismarckhügel“ oberhalb Marangu, am 5. 2. d. Js. gelungen, in nächtlichem Aufstiege bei frostklarem Mondschneie noch vor 7 Uhr morgens den Eingang zur Johannescharte zu gewinnen; doch zwangen zunehmende gefahrdrohende Schneestürme zu eiligem Rückgange.

für die zwei Tage meines Aufenthaltes in Moschi Arbeit in Fülle brachte.

So ein Besuch der unwirtlichen Höhen dieses Berggewaltigen bereitet immerhin größere Schwierigkeiten als der Weg durch die Steppe zu ihm. Mit einem halben Hundert Mann an Begleitung, mit Zeltgerät wohlversehen, „mit Decken und allerhand Kleidungsstücken gegen die Kälte ausgerüstet“, wie, „um den Leuten die bevorstehenden Strapazen in versöhnlicherem Lichte erscheinen zu lassen“, unter Mitnahme von „reichlich Tabak, Reis, 4 Ziegen und 1 Rind“ war man nicht lange zuvor ausgezogen, um den bei der Luftklarheit der sonnigen Tropen greifbar nahen und zugleich unnahbar fernem, stolzen Riesen mehr oder minder zu bezwingen. Von meinen 16 Trägern mußten 3 schon vor Moschi zurückgelassen werden, einer wegen eines Puffotter-Bisses, ein anderer infolge innerer Leiden, der dritte, weil er völlig ermattet war, kurz zuvor. Drei weitere sollten in Moschi zurückbleiben, da sie eine regelmäßige ärztliche Behandlung benötigten. Der Bedarf zahlreicher Träger von seiten der Truppen für ihr derzeitiges Vorgehen gegen die Ausständischen hatte mich eben nicht die tüchtigsten Kräfte gewinnen lassen. Es blieben 10 Leute Begleitung und in Moschi war niemand zu haben. Auf Nachfrage bot mir ein indischer Handelsjude eine Pferdedecke, seinen ganzen bezüglichen Lagerbestand, für einen unerschwinglichen Preis an, dem seine Forderung von $3\frac{1}{2}$ Rp. (gleich 4,70 M.) für eine Flasche so verwässerten Spiritus, daß auch die beste Nase ihn nicht mehr als solchen wahrzunehmen vermocht hätte, oder von 32 (70 Pi.) für eine Talgkerze völlig entsprach, Preise, die mich in Unbetracht früherer Erfahrungen dieser Art allerdings nicht sonderlich überraschten; hatte ich doch 3 B. für etwa $\frac{1}{4}$ Pfund gekochten Schinken, den die Maden zurückgelassen zu haben schienen, an einer Station der Bahn Tanga—Mombo (Morogwe?) bei einem gleichstammigen Handelsmanne 2 Rupien und einige Pesa (etwa 3 M.) bezahlen müssen. Solchen Preisen war meine Kasse keineswegs gewachsen, und ich verzichtete auf jede Decke. Desto glücklicher war ich, auf der Station wenigstens mit zwei Schlafsäcken und einem Bergstock versehen werden zu können; erstere waren von Hans Meyers letzter Kibobesteigung zurückgelassen worden. Auf weitere Anschaffungen an totem oder lebendem Inventar mußte ich überhaupt verzichten; die Schuld hieran trugen die lokalen Verhältnisse der Warenvorräte so gut wie meines Portemonnaies.

Trotz der 1160 Meter, in deren Höhe wir uns nunmehr befinden, wird bei dem fortgesetzten Packen im Zelte, dessen geöffnete Vorder- und Rückseite der Luft freien Durchzug gewähren sollte, die Hitze unerträglich. Es sind 2 Uhr mittags mehr als 32° C, während es 7 Uhr morgens nicht mehr als etwa 18° C waren, eine Schattentemperatur, die neun Uhr abends fast wieder erreicht ist und in der Nacht auf $+6^{\circ}$ C des weiteren sinken kann. Die größte durchschnittliche Monatswärme im I. beträgt etwa 21° C.,

und das tropische Gepräge dieser Zahlen erhöht der Wert der relativen Luftfeuchtigkeit im Jahresmittel mit 66 % (im V. bis 79 %, mittags 55 %). Wir stehen im I., in der großen Trockenzeit (I./III.); der Himmel ist völlig wolkenfrei, auch nach 9 Uhr morgens, den Tag über geblieben, eine besondere Aufmerksamkeit desselben für uns, da er in allen Monaten im Durchschnitt zu mehr als der Hälfte bewölkt zu sein und auch die Bergesgipfel, deren unterer Rand mit jenem des Mischwaldes zusammenfällt und die sonst erst gegen Abend ihre dichten Nebelschleier lüften, in einer mächtigen Wolkenhaube zu verbergen pflegt. Kein Windhauch mildert die drückende Schwüle, klar und ruhig geht der Feuerball der Sonne in der flimmernden Dede der endlosen Steppe zur Rüste; wenige Stunden später, und ein orkanartiger Sturm aus Osten, der nächtliche Bergwind läßt das Zelt ächzend an seinen Stricken erzittern. Die Regenzeiten fallen hier in XI/XII und III/IV; aber selbst im VI/VII noch bringt die mit dem Emporsteigen der Luftmassen eintretende Kondensation des Wasserdampfes ausgiebigeren Regen. Nicht selten fällt er auch zur Nachtzeit; da die abendliche Abkühlung in den oberen Bergesteilen viel schneller vor sich geht, stößt der sich nach Sonnenuntergang erhebende Talwind in der oberen Urwaldgrenze auf die wärmere untere Luftströmung unter Bildung einer dichten schmalen Stratuswolke, welche ringsförmig den Berg umschleift und mit der weiteren Nachtabkühlung sinkt. Es fehlt aber auch nicht an Steigungsregen.

Das Dorf Moschi, am Südhange des zwischen den Gipfeln Nibo und Mawensi sich erstreckenden Gebirgsmassivs, liegt zu unsern Füßen; ein äußerst buntes Leben fesselt den Blick, besonders zur Zeit des Vormittags. Gerade vor uns liegt die aus Steinen aufgeführte, sauber weißgestrichene, gedeckte, weite Markthalle, gegen welche die Lehnhütten des Dorfes, durchweg in Suaheli-Bauart, wenig vorteilhaft zurücktreten. Jene Markthalle, vielmehr das, was sie birgt, mag die ganze Wonne des Negers ausmachen, sofern er sich des nötigen Kleingeldes zum Einkaufen erfreut. Selbst dem Europäer liefert sie manches, so Rindfleisch (etwa 1 Pfund mit Knochen 12 Pesa = 25 Pfg.*), selbstverständlich auch Hühner und Eier, Milch (eine Flasche voll 12 Pesa und mehr), europäische Kartoffeln („viazi yaulaya“, etwa 2 Pfund 12 Pesa), Bananen (vielleicht 8 bis 12 Stk. 2 Pesa), einheimische Bohnen u. a., gelegentlich auch europäisches Gemüse (Kohl, Rüben, Zwiebeln u. a.), dessen Anbau wie jener der Kartoffeln von den Missionaren gelehrt wurde. Unsere europäischen Kulturpflanzen gedeihen fast alle ganz außerordentlich gut und liefern mehrere Ernten im Jahre; allerdings war ein veruchswießer Anbau des Weizens an der Ungleichmäßigkeit seines Reisens und der hierdurch bedingten Schwierigkeit der Ernte ziemlich gescheitert. Die Bewohner des Landes, die Wadschagga, bauen besonders Bananen, Hirse, Mais, Colocastien,

* Die gegenwärtige Währung ist: 1 Rupie (1,33 Mark) gleich 100 Sella.

Bohnen, Yams, Bataten, Tabak, etwas Zuckerrohr, seltener auch Kürbis, Gurken, Tomaten; Rizinus wächst mild. Bananen, die als Schößlinge ausgepflanzt werden, ist man meist gekocht oder geröstet, als Brei oder getrocknet zerstampft und mit Wasser über dem Feuer zu kleisterartiger Konsistenz verrührt. Der Mais wird hier öfters noch unreif geerntet und in Bündeln aufgehängt bewahrt. Wahre Künstler sollen die Wadschagga in der Bereitung des leicht alkoholischen, aromatischen, süßsäuerlichen Hirsebieres sein; die Hirse wird zweimal im Jahr gesät und durch Abschneiden der einzelnen Mehren der kniehohen Pflanzen geerntet; kleinere und größere Speicherhäuschen finden sich zur Aufnahme der Ernte bereit. Das Korn wird ausgedroschen; die bereits zum Quellen gebrachten Körner übergießt man in hölzernen Trögen mit Wasser, das man zuvor durch Kochen mit zerstampften reifen Bananen zuckerhaltig gemacht hat; diese Masse wird dann zur Gärung in dickbauchige, 20—30 l fassende Tongefäße getan und in solchen auch zum Verkauf geboten. Dieses pombe (1 Portion 4 Pesa) wird ebenfalls zum Brotbacken verwendet; den Teig füllt man als flachen Kuchen in eine Art tönerner Kasserolle, die, mit einem Deckel geschlossen, rings durch brennendes Holz in die nötige Backofenhitze versetzt wird. Das Eleusine Korn zerreibt man auf flachen Steinen zu Mehl. Fleisch pflegt auf Holz gespießt am offenen Feuer gebraten zu werden; die erforderliche „Butter“ (mir schien sie ungereinigt im Range unserer besseren Stiefelschmiere zu stehen) ist gleichfalls auf dem Markte in mehr als faustgroßen, durch Bananenblätter zusammengehaltenen Klumpen zu kaufen.*)

Gewiß eine der ertragreichsten Gegenden der Erde. Und im Garten der Militärstation, welch überraschende Häufung unserer beliebtesten Zierblumen; da wuchsen Reseda, Balsaminen, Iberis, verschiedene Lupinen, Tropaeolum, Amarantus, Zinnia, Tagetes, Cineraria, Gazania, Nicandra, Punica u. a. Rosen blühen fast das ganze Jahr hindurch, und die Weinrebe soll gut gedeihen. Daß ein solcher Boden in diesem ob seiner Höhenlage nicht ungesunden Klima den Gedanken an eine weitere europäische Besiedelung nahe legt, erscheint natürlich. Von der Kultur bleiben aber wegen der Beschattung zur Regenzeit und auch durch die östere Wolkendecke in Urwaldhöhe alle spezifisch tropischen Gewächse ausgeschlossen, die eine gleichmäßig hohe Temperatur oder starke Besonnung erfordern. Vorausichtlich nur stellenweise ließe sich bei 1000 bis 1500 m Höhe Kaffee, Vanille, Erdnuß, Tabak pflanzen, wohl auch aus der Pflege einer in den Flußtäälern der Steppe wildwachsenden Kautschukliane (*Landolphia florida*) Gewinn erzielen. In 1300—1900 m Höhe dagegen müssen erfolgreich gebaut werden können an einjährigen Pflanzen: Kartoffel, europ. Gemüse und

*) Die Qualität der Butter aus dem Kilimandscharo- und Merugebiete hat inzwischen so gewonnen, daß sie die Konservenbutter selbst im Küstengebiete erfolgreich verdrängt.

Hilfsfrüchte, Getreide, Zuckerrüben, Hopfen, Hanf, Flachs, Nüßsamen, Futterkräuter; an mehrjährigen: Tee, Kampher, Chinarindenbaum, Guizotia abyssinica, Quillaja saponaria, Korkeiche, Maulbeerbaum, Musa textilis u. a. *) Dies alles aber nur unter der Voraussetzung einer hinreichenden künstlichen Bewässerung zur Trockenzeit (I-IV), worin die Eingeborenen allerdings recht wohl den Lehrmeister geben könnten. Mit ganz erstaunlicher Geschicklichkeit haben sie es verstanden, auf diese Weise den langen Trockenzeiten zu begegnen. Ein wahres Netz von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ m breiten Gräben wird aus dem Oberlauf der Bäche, nicht selten unter Zu-

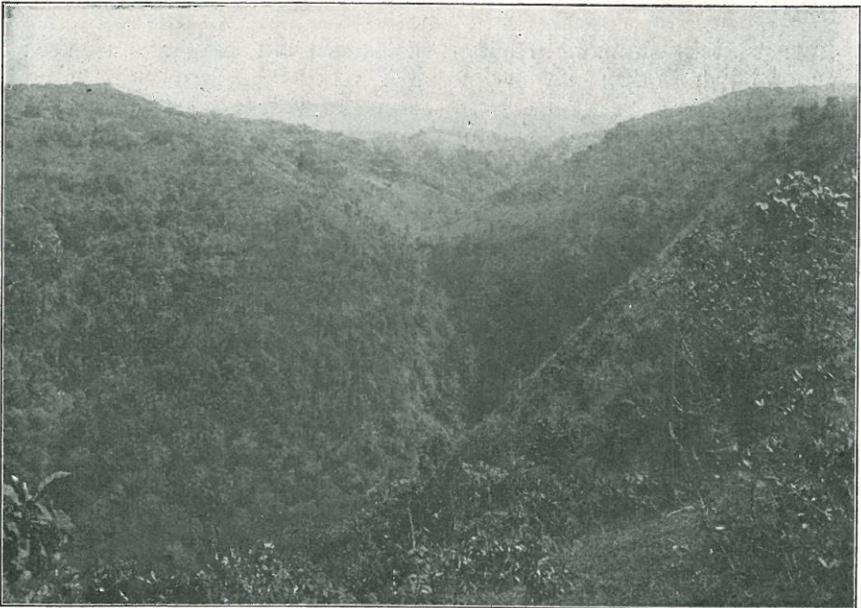


Abb. 5. Fallschlucht des Nuë-Baches, von etwa 1700 m Höhe aus. 24. I. 06.

hilfsnahme meterhoher Staudämme, gespeist und oft in mehr als 6 Leitungsgräben an einem Talhang parallel übereinander geführt, bei äußerst sorgfältiger Nivellierung wie Terrassierung des Bodens, selbst durch Aufführung von Steinwällen: ein Bewässerungsnetz, dessen einzelne Gräben 2—3, ja 6—8 km Länge erreichen können. Und das alles geschaffen mittels eines einzigen Werkzeugs, ihrer kurzen Handhacken. Selbst auf die Düngung verstehen sie sich, die sie auf den Bananenpflanzungen durch Aufwerfen kleiner Dünghaufen an den Fuß der Sprosse anwenden. Es ist aber keineswegs eine erfreuend große Fläche, welche, auch eine solche Mühewaltung vorausgesetzt, für den Plantagenbau erschlossen werden könnte;

*) Der Anbau von Kaffee, auch Baumwolle u. a. hat inzwischen rühmendswerte Erfolge gezeitigt. Doch ist kein Kulturland mehr frei.

Bodenwellen, Hügel, Mulden, Täler lassen übrigens nirgends einen größeren Teil ebenen Landes frei; sie ist für die weiße Besiedelung auf höchstens 400 qkm berechnet.

Doch, die in der Markthalle aufgespeicherten Schätze drohen, unsere Aufmerksamkeit von dem weiteren wechselvollen Bilde abzulenken. Gerade ruft der Wirbelschlag des schwarzen Tambours die Askaris zum Antreten. Und nicht lange währt es, so erscheinen diese auch auf der Straße, wie sie eilenden Schrittes, barfuß oder in stattlichen Stiefeln, mit oder ohne Wickelgamaschen, sich noch den Khatirock anziehen und ihren Anzug zurecht rücken, oft von einem



Abb. 6. Oberer Urwaldrand (Erika-Bäume),
gegen das Gebiet der Hochweiden hin; etwa 2900 m Höhe. 25. I. 06.

Boy, ihrem persönlichen Diener, gefolgt, der ihnen die weitere Ausrüstung nachträgt. Denn so ein Askari fühlt sich unbedingt als ein bana mkubwa (großer Herr), leider nicht nur seinen schwarzen Mitbrüdern gegenüber. Man beginnt bereits innerhalb der schwarzen Bevölkerung den bana wkubwa vom kleinen Herrn (bana mdogo) bezw. auch den Militär vom Nichtmilitär zu unterscheiden. Während früher jeder Europäer als solcher Gegenstand der Ehrerbietung, vielleicht auch mehr der Furcht war, kann jetzt ein Europäer den Posten einer Station des Inneren passieren, ohne daß er überhaupt begrüßt wird. Die Achtung vor der weißen Rasse muß dem über die Maßes zur Selbstüberhebung neigenden Neger ein unveräußerlicher Bestandteil seiner Weltanschauung sein, sollen wir nicht immer

wieder die Kosten seiner Unbotmäßigkeiten tragen; hierzu könnten entsprechende Befehle an die Askaris sehr wohl beitragen!

Während wir noch den Soldaten nachschauen, ist ein Trupp Wadschagga-Weiber mit hohen, schweren Krautbündeln auf dem Kopfe den Weg heraufgekommen, das sie zur hier üblichen Stallfütterung des Viehs (je 2 bis 3 Stück Zeburinder und einige Ziegen) aus der Steppe in sengender Sonnenglut mühsam angeschleppt haben. Der Schweiß rinnt ihnen vom Körper, die Ausdünstung wird der Nase auf Schritte Entfernung unseidig; um sich die Bein etwas zu erleichtern, haben sie sich den Oberkörper, den Busen freigemacht, wie sie es auch bei der Feldarbeit zu tun belieben. Es sind meist wohlgebaute Menschen mittlerer Größe, von geschmeidigem und doch muskulösem Körper, besonders zierlichen Händen und Füßen, mit einer fast griechischen Nase, aber negerartig wulstigen Lippen. Als Schmuck tragen sie um Arm- und Fußgelenk schwere Ringe aus Eisen, Zinn, seltener Messing, um den Hals bisweilen auf Eisendraht gezogene Perlenbänder, in den Ohrläppchen die verschiedenartigsten Gegenstände (Patronenhülsen, Porzellantassen, Holzpflöcke u. a.) bis 5–7 cm im Durchmesser. Früher gewannen sie das Eisen, aus dem sie namentlich ihre Waffenkunstvoll herzustellen wissen, selbst; jetzt wird Eisen und Kupfer als Draht, Zinn in Stangen eingeführt. Die Kleidung besteht aus einem mit Laterit braungefärbten Laken aus Santistoff, unter dem ein oft perlenbestickter Schurz aus gegerbtem Ziegenfell getragen zu werden pflegt. Das Tuch wird von den Weibern quer um den Leib gewickelt und durch Einschlagen des freibleibenden Endes oben an dem Körper befestigt, von den Männern so umgelegt, daß ein Zipfel auf der Brust, einer auf dem Rücken liegt.

In greller Dissonanz gegen diese aus den Lebensverhältnissen und =Bedürfnissen hervorgegangene Kleidung steht die zur Erde reichende, langärmliche, bis zum Halse hinaufgeführte Kattungsgewandung einer eben vorbeistolzierenden Schönen, die sich dadurch, wenigstens äußerlich, als Befehrte dokumentiert, als Angehörige einer der vielen Missionsgesellschaften, welche sich, in freundlicher Abwechslung evangelisch und katholisch, das Berggelände aufgeteilt haben. Nur einige vor der Markthalle stehende Weiber bringen in dieses buntpfarbene, bewegte Leben einige Ruhe; sie liefern in großen Bündeln Holz zum Verkauf. Selbst das erforderliche Kochwasser muß erst aus größerer Entfernung geholt werden, für die Station von einer „geschlossenen“ Gesellschaft Strafgefangener; erste Anzeichen beginnender Kultur, daß man diese unentbehrlichen Dinge kaufen kann bezw. muß.

Und über das Dorf fort schauen wir dann weit hinaus in die Ferne, die unabsehbar wie das Meer sich in die Unendlichkeit verliert. Das fahle Bleigran des Tise-Sees verliert sich in der gelblichimmernden Strahlenflut der Steppe, aus der die Ugueno-Horste wie ein entferntes Vorland in blaudentigen Umrissen hervorragen, seitlich deren die Baumann-Hügel wie kleine Inseln in

unbestimmten Formen erscheinen, rechts von ihnen stützenhaft emporsteigend das Massiv der Vitema-Berge, vor ihnen, wo aufsteigender Rauch sich aus dem flimmernden Lichtmeer erhebt, die beiden Dasen Rahe und Aruscha Tschini. Mit dem Scheiden der Sonne werden die Berge Schatten gleich, die in der glänzenden unermesslichen Flut verschwinden.

Wir blicken rückwärts. In wunderbarer Klarheit liegen die ganzen Höhen des Vulkanriesen vor uns: Jenseits des dunkler grünen Urwaldgürtels in leuchtendem Gelb die Bergwiesen, in welche ersterer hie und da, teils in losgelösten Parzellen, vordringt, untermischt und überragt von Stellen satteren Grüns einer anderen Pflanzendecke, höher hinauf in vielfacher, dunkler brauner Tönung tote Lava- und Aschenfelder, von dem Rüsse der schwindenden Sonne rosig belebt, wie sie westwärts hochführen zum gletscherbedeckten Gipfel dom des Kibo (6010 m), der sich gleich einem Wahrzeichen unendlicher Allgewalt in den Abendhimmel hinaufrichtet und das schwindende Tageslicht wie neugeboren aus seinem Gise in prachtvoller Farbenschöne zurücksendet, und weiter ostwärts den Grat entlang zu den über 1000 m geheimnisvoll aufragenden Felstürmen der zweiten Gipfelpyramide, des Mawenzi (5355 m). Immer wieder aber ist es der Kibo, zu dem wir schauen; wahrhaftiges, kaltes Eis, das zwischen den tropischen Kulturen um uns hervorlugt, eine einzige mächtige Gletscherdecke, die aus überfließender Kraft in breiten Zungen unregelmäßig weit hinabgequollen erscheint. Die herrschende Reinheit der Luft läßt uns mit dem Glase sogar manche Einzelheiten nach der aus der Station entliehenen Karte des Kilimandscharo erkennen; es erscheint hiernach leichter, aus dem durch die Kürze der Zeit bedingten, flüchtigen Durchblättern der ausführenden Darstellung einen Einblick zu gewinnen in den Aufbau des Berges und seine Vegetationszonen, in alle die Wunder und Herrlichkeiten, denen uns der Aufstieg am nächsten Tage entgegenführen soll.

Anderen Tags! Es ist längst 1 Uhr vorbei, alles zum Abmarsch fertig; kein Führer läßt sich sehen. Schließlich nach schier endlosem Bemühen, als schon der Marschbeginn für diesen Tag ausgeschossen erschien, nach 4 $\frac{1}{2}$ Uhr langte ein Abgesandter an, der Führer werde uns weiter oben erwarten. Erst zu Sonnenuntergang, gegen 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, wurde das Lager nahe der unteren Grenze des Höhenwaldes, etwa (1800 m), in einer kleinen Waldlichtung aufgeschlagen. Der Weg führt bald ebener, bald steiler, bald auf breiterer Fläche, bald als Saumpfad hart an Hunderte von Metern abfallenden Erosionschluchten hinan, mit außerordentlich schönen Fernblicken auf die vielgestaltigen, dunkler grün getönten Täler mit ihren lichten Matten und zartgrünen Kulturen an den Hängen, im Grunde schäumend dahinbrausend der Gießbach, auf die tieferen, sonnenglänzenden Höhen und jähe braunfarbene Felsstürze, auf die sich im Unabsehbaren verlierende fahle Steppe; dies alles unter einem strahlend blauen Himmelszelte. Das ganze Gelände ist zu-

vor zweifellos von dichtem Wald bedeckt gewesen, der den Eingeborenen-Pflanzungen zum Opfer gefallen ist; von ihm haben sich nur einzelne hoch über die andere Vegetation hinausragende Bäume gerettet. Auf den Plateaus und an sanft geneigten Hügeln mit wenig humösem Boden begegnet man einer Gebirgsbusch- oder -baumvegetation von großer Mannigfaltigkeit, bisweilen sehr arm an Sträuchern, dann reich an solchen und Bäumen, anderenorts zwischen dieser Gehölzformation einer strauchlosen Pflanzendecke auf steinigem, sandigem Boden, oder Weideland, weiterhin einer nur mit einzelnen Sträuchern untermischten hohen Stauden- und Farren-Vegetation, an vereinzelt sonnigen, felsigen Hängen auch Sukkulente. Eine wesentliche Ursache dieser Verschiedenheiten bildet die beliebte Wechselwirtschaft, welche nach wenigen Jahren der Benutzung auf ein anderes Stück Land übergeht. Zuerst bemächtigen sich einjährige Kosmopoliten der Tropen eines solchen verlassenen Bohnenfeldes, neben ihnen einige schnell wachsende typische Unkräuter; dann folgen teils prächtig blühende und ungemein dekorativ wirkende reingrüne Strauchstauden, welche durch Schling- und Kletterpflanzen zu einem dichten Gebüsch verschlungen werden; schließlich erscheint Gehölzbusch als endgültige Decke, während die Strauchstauden von Lianen erstickt werden. Nur die Bananenhaine bleiben mindestens ein Menschenalter bestehen, indem statt der alten, fortwährend junge Schößlinge nachaepflanzt werden. Auf ihrem humusreichen, schattigen Boden haben sich auch Reste der ehemaligen Waldflora erhalten. An den hohen Bäumen des ehemaligen Waldbestandes, die als Schattenspenden in den Schamben geduldet werden, klettern Dioscoreen bis in die Wipfel, die in ihren bis kopfgroßen, unterirdischen Knollen ein begehrtes Nahrungsmittel liefern. Aus den Schluchten hebt sich überall das charakteristisch helle Grün der Dattelpalme und wilder Bananen hervor, dazu *Cussonia spicata* von Palmwuchs, mit einem Schopf großer fingrig geteilter Blätter; diese als Typen inmitten eines echt tropischen Gewirrs von Laubbäumen, Sträuchern, Stauden, Lianen mannigfachster Art.

Wir sind am Uebergang des Baches angelangt, der eine jener tiefen Talschluchten in dem braunen, lockeren Luffboden ausgespült hat. Auf seiner etwas breiteren Sohle ein frisch grünender Wiesenfleck, jenseits ein erneuter beschwerlicher Aufstieg. Wir gedenken, uns ein wenig zu ruhen; mit wachsendem Erstaunen erkennen wir in der Pflanzendecke ein Stück deutschen Wiesenlandes. Das Wasser säumen hohe Stauden, Farne, auch Baumfarne, Sauerampfer, Knöterich, Salbei, verschiedene Cypergräser, Ehrenpreis, Weidenröschen, Johannisblut, Wiesen Schaumkraut. Weiter ab sind es rote und weiße Kleearten, Frauenmantel, Wicke, Platterbse, Labkraut und Distel. Dazwischen aber zeigen sich auch einige rein tropische Pflanzen. Das Wasser selbst erscheint fast ganz ohne Vegetation. Diesem Artenreichtum eines fruchtbaren, wasserreichen Bodens gegenüber bleibt die Pflanzendecke der sterilen, sandigen Strecken weit zurück. Sie wird durch das Vorkommen der schön gelb und

rot blühenden stammlosen Aloë lateritia und ausgesprochener Steppenkräuter charakterisiert; Bäume fehlen ganz, doch sprossen zu Ende der Regenzeiten zahlreiche reizende Zwiebel- und Knollengewächse (Erdorchideen) hervor. Für die übrigen Vegetationsformen läßt sich dagegen kaum irgendein Einfluß der Jahreszeiten bestimmen. Nur verliert die Mehrzahl der Pflanzen das Laub, ohne jede Beziehung zur Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft; innere Ursachen allein scheinen bei älteren Bäumen mit tiefgehenden Wurzeln den Blattfall zu bedingen, bei jüngeren im VIII/IX die Vereinigung von nächtlicher Abkühlung und Wassermangel.

Von den Bewohnern des Gebietes bemerkt man vom Wege aus nur wenig. Hin und wieder blicken dunkle Köpfe hinter den grünenden Dracänenhecken, die überall die einzeln gelegenen, unter Bananen versteckten Hütten mit ihrem bis zum Erdboden reichenden Dache umsäumen, hervor; vereinzelt Weiber bei oder von der Feldarbeit, ein paar schauri haltende Männer, gelegentlich Jungen mit weidendem Vieh (Zeburinder), das ist alles. Nirgends ein Dorf. Seitdem die deutsche Herrschaft den Frieden in die der tausendfältigen Zerschichtung des Bodens entsprechende, sich ewig bekämpfende Vielstaaterei der Wadschagga getragen hat, scheinen diese ihren Viehbestand oft auch zu weiden.*) Sonst pflegte es nie die Hütte zu verlassen, dessen halber Raum ihm überlassen war. Im allgemeinen dürften die Wadschagga über die Bananengrenze (1700 bis 1800 m) nicht hinaufsteigen; doch wurde mir von meinem Führer später versichert, daß sich auch oberhalb des Höhenwaldes (2900—3000 m) noch Siedlungen befänden. Menschen und Vieh müssen sich zur Trockenzeit oft mit Sickerwasser aus tiefen Löchern, auch wohl mit in den Blattstcheiden der Bananen gesammelte Tau oder dem aus den Stämmen gepreßten Saft begnügen. Die Wadschagga sind zweifellos fleißige, für Ackerbau und Gewerbe gut veranlagte, trotz ihres fettriessenden Körpers, den zu waschen bei ihnen nach Massai-Sitte verpönt ist, nicht unsaubere, vielleicht aus einer Kreuzung nilotischer Elemente hervorgegangene Neger; allerdings durchaus materiell, ohne Sinn für Kunst und Musik. Es möchte so der Erwägung wert sein, ob nicht die Mehrung der einheimischen Bevölkerung und die Hebung ihrer Kultur eine dringendere Aufgabe als die europäische Besiedlung darstelle.**)

Obgleich ermüdet von des Tages wechselvollen Eindrücken und mancherlei Beschwerden sehen wir uns doch sogleich von dem typischen Pflanzenbilde des Lagerplatzes gefesselt. Statistische Adlerfarne, die zwar vereinzelt auch schon auf sonnigen Brachen des Kulturlandes angetroffen wurden, bilden hier vor dem Höhenwalde ganze Bestände. Bäume der *Myrica kilimandscharica* von nied-

*) Naturgemäß hat sich das Grasfressen des Viehs bei den Wadschagga inzwischen weiter eingebürgert.

**) Die Bemühungen um Eingeborenenkulturen scheinen wenig erfolgreich gewesen zu sein. Ihre Förderung wäre auch wohl in Einklang zu setzen mit dem immer schwerer empfundenen Arbeitermangel auf den Plantagen.

rigem Wuchse, vergesellschaftet mit der ähnlichen *Augaurica salicifolia*, die uns gleichfalls bereits in den tieferen Lagen öfters, aber einzeln begegnet sind und ehemaliges Kulturland bezeichnen, schließen sich hier selbst zu lichten von Schlingpflanzen durchzogenen Gehölzen zusammen und bestimmen den Charakter des Platzes. Vor allem aber überrascht eine größere Gruppe der merkwürdigen, baumartigen Heide *Erica arborea* durch ihr Gepräge wie ihre Anwesenheit, die sonst erst jenseits des Höhenwaldes beheimatet ist: außer ihr auch einige niedrige Pflanzen der Hochwiesen. Die Wadschagga hocken für sich, die Knie unter dem Kinn, das Gefäß auf den Fersen; sie

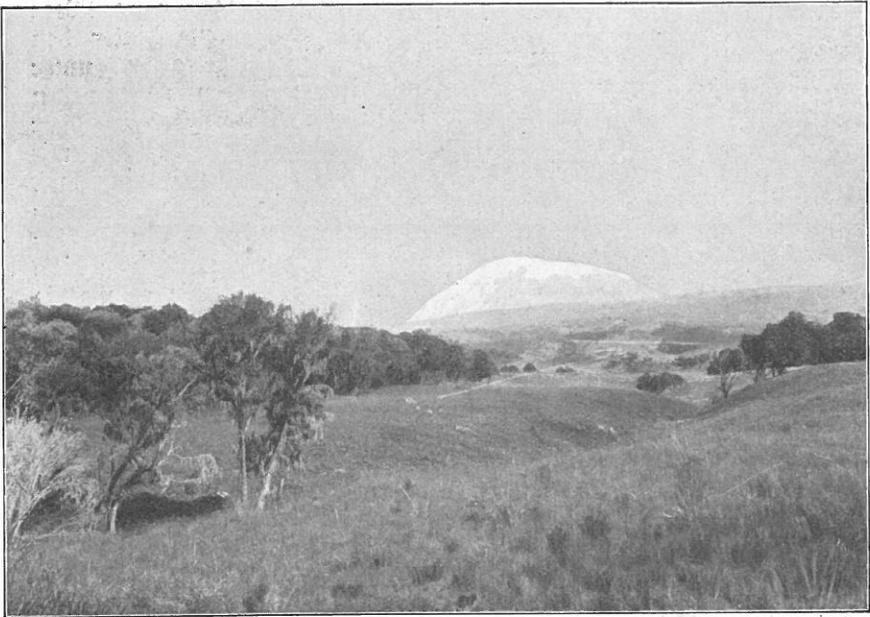


Abb. 7. Der Kibo-Gipfel im Hintergrunde von Krika -Parzellen u. Hochweiden; von etwa 3000 m Höhe aus. 25. I. 06.

rauchen kurze Pfeifen und schnupfen oft dazwischen. Es herrscht tiefes Schweigen, nicht wie sonst wohl auch in der Steppe aus Ruhebedürfnis, vielmehr aus Apathie. Auf die Leute drückt das Ungewisse, die Ahnung der Kälte und Nässe der nächsten Tage, die schon beginnen. Ein Scherzwort hat keine nachhaltige Wirkung; der Feuerschein gleitet wie unwillig über stumpfe Gesichter. Der schmale Ausblick auf die ferne, mehr als 1000 m tiefe Steppe liegt längst geheimnisvoll verschleiert. Die große Einsamkeit unterbrechen nur das Rauschen des Windes und der wallende Nebel.

Ein neuer Tag. Einer der Träger kommt früh fröstelnd ins Zelt; er wird zurückgeschickt. Wenige Minuten nach dem Abmarsch nimmt uns der Höhenwald auf, den wir erst wieder nach 7stündigem

Marsche verlassen sollen. Es geht erheblich steiler bergan denn zuvor, und oft genug müssen die Träger einander die Hänge hinaufhelfen, die gelegentlich von bergan gewanderten Elefanten ausgetreten sind. Von einem Weg ist kein Rede, der Aufstieg folgt nach Möglichkeit Wildpfaden, die sich des öfteren völlig in der Vegetation verlieren, von umgestürzten Baumstämmen versperrt sind oder mit Hilfe der vier entliehenen Buschmesser erst wieder in dem Neuwuchs, besonders in dem Gesträuch der Brombeere (mit pflaumengroßen, okergelben Früchten) ausgehauen werden müssen. Der Pfad ist über die Massen schlüpfrig, und vielfach gleitet der Fuß

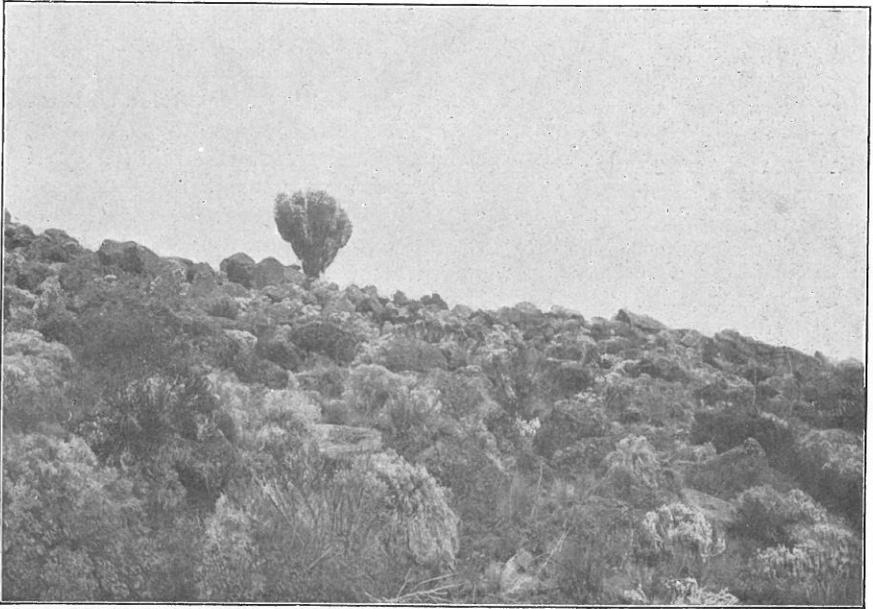


Abb. 8. Euryops- und Ericinella-Vegetation mit einzelner Senecio Johnstoni in etwa 3900 m Höhe. 27. I. 06.

zurück, wenn nicht die Hand an der benachbarten Vegetation sicheren Halt gewinnen kann. Schon an der unteren Waldgrenze ist die Nachttemperatur 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens kaum 10° C, die Luft besitzt im oberen Höhenwald 2 Uhr nachmittags noch nicht 12° C. Alles trieft vor Kälte, kein Sonnenstrahl dringt in die ewige Dämmerung; nichts regt sich. „Tutakufa yote“ (Wir werden alle sterben), entrang es sich dem geängstigten Herzen einer der Leute.

Und doch, mir ward so weihewoll; als ob ein Märchen zur Wirklichkeit geworden, als ob die Natur nur des Zauberwortes harre, um aus ihrer greisenhaften Erstarrung wieder zu jungfräulichem Leben zu erwachen. Selbst der sonst so muntere Giesbach, dessen Ufer wir bald rechts bald links des öfteren folgen, fließt

mit gedämpftem Murmeln, den Schlaf nicht zu stören der vom Alter gedrückt und gebrechlich ausschauenden Bäume, gedrungenen, bisweilen eichenartigen Wuchses und Umfanges, die ihn oft in fast regelmäßigen Abständen, sich bald zur geschlossenen, lederblättrigen, graugrünen Laubkrone verzweigend, umstehen und sich müde, verloren in seinem Wasser spiegeln. Der einzige schlank aufstrebende, bis hoch hinan astfreie Baum des Gebietes *Juniperus procera* (30 bis 50 m), fehlt hier. Weniger denn sonst im Tropenwalde schlingen hier Lianen und andere Kletterpflanzen ein grünendes Dach zwischen ihnen und niedrigeren Holzpflanzen, die sich vom Grunde aus oder nach Ausbildung eines kurzen Stammes in lockerer, wagerecht abgespreizter Astbildung verzweigen und die mancherlei Stauden beschirmen, mit denen Schlingpflanzen sie vereinen. Nur eine einzige Liane, *Clematis sinensis*, hängt in bis armdicken, gedrehten Strängen gleich Tauen aus den Wipfeln herunter; einige andere bleiben krautig, unter denen der prächtigste Schmuck des ganzen Waldes, die weiß und in der Mitte gelb getupft blühende *Begonia Meyeri* Joh. am höchsten steigt, während eine purpurne *Loranthus* aus bescheidenen Höhen blüht. Die krautigen Stauden überragen die durch gabligen Wuchs und Schopfbblätter ausgezeichnete *Dracaena usambarensis* und die stattliche *Lobelia Volkensii* mit sproßständiger Blattrosette am Grunde des Blütenkolbens.

Langsam, mühselig geht der Aufstieg durch den Höhenwald vonstatten; stumm wie der Wald auch wir. Nur einmal erhellt ein freundlicher Sonnenstrahl auf einer wenige Quadratmeter fassenden Lichtung neben einer unabsehbar tiefen Schlucht den Pfad, ein einziges Mal nur führt er über eine kleine Wiese, in deren sonnigen Fluten sich die Träger förmlich baden, sonst aber unlässig im Dunkel, in Kälte und Nässe hinauf. Eine gute Stunde Weges aber dann weiter, und wir haben die Schwierigkeiten des Tages glücklich überstanden. An dieser oberen Grenze zeigt der Höhenwald (2800—2900 m) ein etwas anderes Aussehen. Der Artenreichtum vermindert sich, wenn auch einzelne neue Formen, besonders die stolzen Stämme von *Podocarpus Mannii*, hinzutreten; das Unterholz wird niedriger, der Durchblick freier, gleich einem verwilderten Eichenforst der Heimat. Der Frost, namentlich infolge der nächtlichen Ausstrahlung, die durch die hohe Tagesinsolation bedingte Verdunstung und die heftigen Stürme führen hier das Ende des Waldes herbei, der überdies eine stärkere Neigung des Bodens (vielleicht des Regenablaufes wegen) und eine gewisse Tiefe der Humusschicht vorauszusetzen scheint. An seinem Rande herrschen *Erica arborea*, die in diesen Höhen gleichfalls baumartige *Erica Mannii* und *Stoebe kilimandscharica* als Unterholz vor.

Ueber dem Walde wogt der Nebel; vor uns aber liegt alles in Sonne getaucht bis hinauf zu den beiden Gipfelpyramiden des Berges. Und wie wir am Waldrande entlang auf den feuchten Wiesen dahinwandern, bannen jene den Blick immer wieder magisch zu sich hinauf. Wie rein die staub- und dunstfreie Hochgebirgs-

atmosphäre den Aufbau der Höhen zeigt, wie nahe sie die teils mehr als 3000 m höheren Gipfel täuscht! Silberne weiß glizert der mehr als 1000 m hohe Eisdome des Kibo mit seinen mächtigen, durch hochragende Felsgrate getrennten Gletscherläufen zu Tal hernieder; ihn umfaßt ein gewaltiger Strahlenkranz des eigenen Schattens, der in wunderbar milden Tönen in die lichte Dämmerung ausklingt; die langen einfachen Linien von vollendeter Schönheit. Vereinzelt dünne Wolken, die der Gipfel selbst erst ins Leben ruft, treiben mit ihm ihr neckisches Spiel. Und westwärts der Mawensi in ungemein zartem, rotübergossenen Braun der kolossalen Schuttfare, welche auf die ungeheuren Tiefen der die ganze Gebirgsmasse von 4000—2000 m tief spaltenden Nordostschlucht trozig hinabstarrt. Hier ein in seiner großartigen Zerrissenheit fesselnder Gipfel, dort der andere gebietend mit den wenigen Strichen seiner Kontur. Der nächtliche Fallwind beginnt in den Erikaebäumen neben uns zu rauschen, die im überreichen Behang der langen grauen Flechten gespenstisch fahl aussehen. Ihn übertönt auch bei zunehmender Stärke das scharf quietschende Pfeifen eines Colobus-Affen, dessen schwarzweißes langhaariges Fell, ein begehrter Handelsgegenstand, wie eine Fahne im Winde flattert. Einige Baum-schliefen können es gleichfalls nicht unterlassen, ihre Anwesenheit durch Laute, die ein Schnalzen, Quaken und Knurren zugleich bedeuten, zu verraten.

Die Benutzung des Schlappelzes hindert es nicht, daß ich am frühen Morgen bei etwa 0° C frierend erwache. Nach den Wochen hindurch ertragenen Gluten des Steppemarsches erscheint die Temperatur selbst dem Europäer unerträglich niedrig, die starke Feuchtigkeit vermehrt das Unbehagen, das halb erloschene Feuer vermag keine Wärme vorzutäuschen, die Leute hocken in völliger Apathie um das ersterbende Feuer auf dem kalten Boden; wie Allah es will, zum Leben oder Tod.

Ich trete vor das Zelt; der Nebel über den Bergwiesen ist leichter geworden, er scheint sich in feinsten Tröpfchen fortgesetzt niederzuschlagen. Es wird heller, die weiteren Höhen, bald der Grat werden sichtbar, die Nebelbank um den Kibogipfel gerät in Wallung, die ersten Sonnenstrahlen haben sie getroffen, in stetig wechselndem leuchtenden Farbenpiel. Noch ist es kalt wie zuvor, aber der Tag hat angefangen, und mit ihm wird die Wärme stetig zunehmen. Sie erreicht hier oft gegen 2 Uhr nachmittags mehr als 20° C Lufttemperatur, erweist sich aber von der Bewölkung äußerst abhängig; die so bewirkten Unterschiede können innerhalb weniger Minuten mehr als 5° C betragen. Das Wogen der Nebel um den Kibo gleicht dem Wogenspiele des Meeres; dann und wann schauen bereits des Gipfels Konturen hervor, das Gletschereis spiegelt in glühend roten Farben den Sonnenball wieder, der sich aus der fernen Steppe erhebt, nur eine schmale Wolkenbank steht noch in etwa 3500 m. Es ist inzwischen gegen 9 Uhr geworden; die Leute hatten unter den freundlichen Sonnenstrahlen wieder

Leben gewonnen. Die gewohnte Morgenarbeit war, wenn auch wortlos unter dem nachhaltigen Eindruck der Kälte und Kälte, verrichtet; die letzten Speuvorräte waren zu dem klaren Wasser des Müß-Baches von ihnen verzehrt. Hinauf geht es, der wolkenlos erstrahlenden Pracht der Ostseite des Gipfels entgegen, der sich immer wieder dem von einer Bodensenkung beengten Blick entzieht, um dann immer wieder mit erhöhter Spannung von der nächsten Bodenhöhe aus gesucht zu werden. Das Auge wird des Bildes nicht satt, ein Bild ob seiner einfachen Linienführung und wunderbaren Farbeneinheit von vollendeter, unbeschreiblicher Schönheit.

Der sonnige Aufstieg war bei den ersten Hunderten Metern Höhendifferenz durch das Gebiet der Hochwiesen erfolgt. Die Grasnabe erscheint weniger geschlossen als auf unseren heimatlichen Wiesen, die lockere Stellung der Grasbüschel erinnert in etwas an die Steppe. Einzelnen der Gräser sind wir bereits in tieferen Lagen begegnet, neue treten einzeln oder inselgleich vergesellschaftet hinzu. Den nackten Boden der Kinnale zwischen dieser Vegetation bedecken Moose und Flechten. Kurz nach der Regenzeit, gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes, wächst dann in kurzem ein Meer von Blütenpflanzen hervor, zuerst die Knollen- und Zwiebelgewächse, die den Gentianen vertretende *Sebaea brachyphylla*, die ans Habichtskraut erinnernde Kompositen *Tolpis abyssinica*, mannshohe *Adenocarpus Mannii* u. v. a. An schattigeren Stellen begegnen wir zarteren Pflanzen rein heimatlichen Aussehens. Nur stellenweise in den niedrigeren Lagen näher dem Waldsaum finden sich prächtige Gladiolen, die armlangen Schäfte der roten oder gelben Blüten-Infloreszenzen, von *Kniphofia Kilimandscharica*, die gelbe, Königsferzen ähnliche *Celsia floccosa*, *Cycnium Meyeri* Johannis mit fiedrig feinteiligem Laube und großen violetten Blüten. Besonders charakteristisch sind die mannigfaltigen weißfilzigen Strohblumen. Vereinzelt sind es noch Baumkrüppel von *Agauria* und *Erica arborea*, seltener Adlerfarn von Kniehöhe; vor allen anderen auffallend aber noch die 2—3 m stammhohen Lobelien mit schopfförmig gestellten, lanzettlichen Blättern und 1—2 m hohen zylindrischen Blütenständen, hier und da in dieses mannigfaltige Vegetationsbild zu dunkel getönten Inseln bis 1 m hohen Gesträuchses eingesprengt.

Bei 3500 m gewinnt der Charakter der Vegetation sehr schnell ein abweichendes Äußeres; die mehr als Kniehohe *Ericinella Mannii*, unserem Heidekraut verwandt, verleiht der Vegetation ihr Gepräge. Ein wenig höher gesellt sich zu ihr die strauchige *Euryops dacrydioides*, mehr an feuchteren Stellen, erheblich über 4000 m hinaufsteigend. Die mannigfaltigen Anpassungserscheinungen der Vegetation dieser Höhen erinnern in vielem an die extremen Existenzbedingungen der Steppe.

Neben dem *Ericinella*- und *Euryops*-Buschwerk erhalten sich auf größeren Höhen hinauf nur noch niedrige verholzte Stauden verschiedener Blaerrien mit Nadelblättern, dem Boden angedrückte

Alchemilla, an feuchten Stellen die hohen Blütenstände einer Lobelia, namentlich aber die sich polsterförmig anschmiegenden, graublättrigen filzhaarigen Immortellen. Von Kräutern sind es hier und da ein paar Lippenblüter, auch Scabiosa columbaria, im Schatten der Felsblöcke an sie angepreßt Arabis albida, wie von den Waldwiesen hinaufsteigend Cineraria kilimandscharica. Je höher der Marsch hinaufgeführt hat, desto spärlicher finden sich Reste der üppigen Wiesengrassflora der tieferen Lagen inmitten der Gesteinstrümmen; und immer größer werden die Lavablöcke inmitten der Pflanzenwelt und der stetig an Ausdehnung zunehmenden fahlen Schutthalde.

Die Lagerstätte ist dadurch bedingt, daß die Erosionsschlucht des Muë-Baches weiter hinauf kein Wasser mehr führt, das auch in dieser Höhe nur an einer besonders tiefen Stelle in spärlichen Resten zu finden ist: denn die Trockenzeit hat bereits seit mehreren Wochen eingesetzt, die Höhen sind völlig schneefrei, nur einige schattige Risse und Winkel des Mawensi zeigen noch Schneelager.

Zu immer höheren Terrainstufen steigt es an; über ihnen hinweg liegt der Eisdom des Kibo. Den Mawensi sehe ich vom Lagerplatze überhaupt nicht; ein östlich vom Kibo niedergehender Grat entzieht ihn völlig dem Blicke. Beide Gipfel von höchster, fesselnder Eigenart; und doch ist es stets wieder die einfache Linien- und Farbensührung des Kibo gewesen, auf die ich bewundernden Auges geschaut habe.

Es ist kaum mehr als 5 Uhr früh; stark fröstelnd bin ich erwacht; jedes Steinchen des Bodens scheint dem Körper durch den Schlaffack hindurch eine Wunde gedrückt zu haben. Ich lese im Zelte 1° C, das Waschwasser trägt eine zarte Eisdecke; draußen sind es fast 4° C, die Flur ringsum ist weißglitzernd bereist, so weit das Auge im Scheine der Azetylenlampe zu sehen vermag. — Der Tag bricht an; ein herrlicher Tag. Der Körper durchwärmt von den Sonnenstrahlen, von den Mühen des Steigens, so nimmt das Auge die Fülle der Eindrücke voll lebendigen Interesses auf. Die Vegetation erscheint bei den erreichten 4300 m nur noch tupsenweise verstreut inmitten des steinigen oder sandigen Bodens, im Schutze der Blöcke gegen die nächtlichen Fallwinde kleine, weißpelzige Polster bildend. Nur ganz ausnahmsweise an besonders geschützten Stellen mögen verkümmerte Individuen eine Höhe von 5000 m erreichen, wo ihnen die große Trockenheit der Luft ein Ziel setzt, da sich in dem durchlässigen, ausgetrockneten Schuttboden kein Wasser hält, das die übermäßige Transpiration infolge der starken Insolation, der Luftverdünnung und Bewegung ersetzen könnte. Immer mehr werden die Flechten zu alleinigen Vertretern der Flora, zu denen wesentlich nur in den Schluchten der tieferen Lagen Lebermoose in leicht geschlossenen Decken als augensällige Kryptogamen hinzurechnen. In den bisher erstiegenen Höhen bilden die Flechten oft vollkommene Ueberzüge der freiliegenden Gesteinsblöcke.

Weiter hinauf, bis an das Eisgebiet hinanreichend, sind es mehr die blättrigen und feinkrustigen Anflügen gleichenden Thallusse der dunkel ziegelroten *Amphiloma elegans*, der gelbroten *Candelaria vittellina*, eines schwefelgelben *Rhizocarpon* und anderer lichtgrauer, schwarzgrüner Arten. Nur *Parmelia conspersa* scheint in ihrem Vorkommen auf die Kuppen der Lavablöcke beschränkt zu sein; ihre mitunter bis kopfgroßen, grüngrauen, blättrig geschichteten Massen mögen Jahrhunderte benötigt haben, um zu dieser Größe heranzuwachsen. Diesen Flechten sind einige kümmerliche Moose spärlich beigelegt.



Abb. 9. Der Kibo-Gipfel von etwa 4150 m aus, im Vordergrunde Immortellen inmitten der *Lurnopsa*- und *Ericinellen*-Vegetation 27. I. 06.

Inmitten dieser Höhengensamkeit, dieser kümmerlichen, von Flechtenformen beherrschten Vegetation die Spuren der größten Antilope, der *Olenantilope*, von der Größe und Masse unseres Rindes zu finden, muß befremden. Ihr Vorkommen bis auf nicht viel weniger als 5000 m hinauf scheint von jedem einzelnen Forscher bestätigt zu sein. Die von mir vorgefundenen Losungen waren kaum mehr als ein paar Tage alt; niemand aber scheint bisher oberhalb des Urwaldrandes eine *Olenantilope* gesichtet zu haben. Vorausichtlich wechseln sie in diesen Höhen nur bei Nacht, auch nur von der Massaissteppe nordwestlich des Berges aus das sterile Gebiet dieser Seite hindurch über den die Gipfel verbindenden Gebirgsrücken (etwa 4700 m) hinweg, um die grünenden Hoch-

wiesen der Aufstiegsseite zu erreichen. Auch der Elefant bricht zur Trockenzeit, wenn ihm die Nahrung in der Steppe schwindet, durch das Dickicht des Höhenwaldes hindurch zu den Bergwiesen vor; es erscheint aber ausgeschlossen, daß er das Sattelplateau überschreitet. Uebrigens will man in seinen Kotbaben hier nicht Laub und Baumrinde, sondern nur Panicum- und Cyperushalme erkannt haben. Die Tierwelt fällt einem, abgesehen von einigen die Antilopenlosungen massenhaft aufsuchenden Koleopteren, nirgend auf; sie ist weniger arm in bezug auf ihre systematischen Kategorien als an Individuen. Eine sehr kleine Antilope, vielleicht die Windspiel-

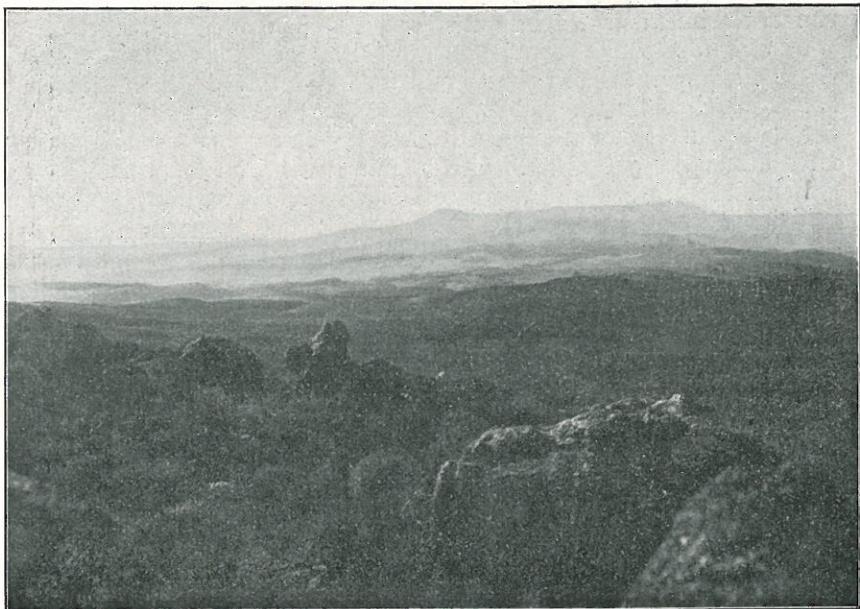


Abb. 10. Blick von etwa 4500 m Höhe gegen die Rarek-Berge hin. [27. 1. 06.

antilope, brach bei etwa 4300 m durch das Ericinellagestrüpp, verhielt aber erst in so großer Ferne, daß ich sie nicht zu erkennen vermochte. Bei etwa 3200 m hatte ich vorigen Tages einen Frosch beobachtet. Kröten, Eidechsen sind aus größeren Höhen bekannt geworden; drei kleine, wenig scheue Vogelarten habe auch ich gesehen, ein weißbrüstiger Rabe zog mit mir bis gegen 4700 m und entschwand dann gegen den Sibogipfel hin; Fische fehlen den Bachläufen selbst noch im Gebiet des Höhenwaldes und scheinen auch tiefer nur durch eine Barbus sp. vertreten. An Schnecken (Nacht-
schnecken im Höhenwalde) ist kein Mangel; Ameisen, Fliegen und andere Insekten fehlen nicht, von Faltern sind es besonders Weißlinge, deren eine Art noch bei etwa 4900 m, vielleicht vom Steigwinde hinaufgetragen, über mir hinwegflog.

Endlich übersehe ich das ganze Ribomassiv, wie es von seiner Hauptmasse aus strebepfeilerartige Rücken radiär zu Tal senkt, die zum großen Teil durch örtliche Ergüsse aus und auf dem Mantel entstanden sein möchten. Gegen den Horizont zu verlor sich alles in einen Dunst von unsicher blendender Lichtfülle. Das Landschaftsbild bis zum Urwald hin war von dem durchschrittenen nur insoweit verschieden, als ihm oberhalb des Urwaldrandes der grüne Streifen der Bergwiesen fehlte. Das von mir bereits zurückgelassene Sattelplateau dürfte ursprünglich durch vom Kibo und Mawensi ausgegangene Lavaströme und Tuffschichten entstanden, dann durch eigene eruptive Tätigkeit weitergeführt und durch die von den Gipfeln abgeschwemmten Schuttmassen ausgestaltet sein.

Der Gratrücken, den ich hinanschreite, besitzt vorerst nur geringe Steigung, die vielleicht auch schließlich kaum 30° betragen haben mag. Aber die bald auftretende Ermüdung lähmt mich bis zur völligen Teilnahmslosigkeit. Das Wandern im losen Schutt wird allmählich zur Qual. Selten eine kleine Strecke gewachsenen Felsens, die dem Fuße eine sichere Stütze böte; die wenigen größeren Festeinstrümmen gleiten beim Betreten ab; das kleine und kleinste Geröll, welches die Hauptmasse bildet, rutscht unter jedem Schritte. Die außerordentliche Trockenheit der Luft trocknet die Kehle zusammen, dörrt die Zunge am Gaumen und weckt zusammen mit der infolge des bald auf die Hälfte reduzierten Sauerstoffgehaltes ohnedem sehr erhöhten Herzthätigkeit bei den fortgesetzten Anstrengungen des Steigens ein Empfinden völliger Entkräftung. Die stets öfter benötigten kurzen Ruhepausen, der Wille, der sich bereits zuvor an näheren Zwischenzielen, Terraintufen, auffallenden Lava-Blöcken zu betätigen pflegte, versagen ihren Dienst; angesichts der kaum 100 m höher über der Bergrippe drohend herabhängenden Eismasse des Nagel-Gletschers breche ich in völliger Gleichgültigkeit förmlich zusammen; es bedarf geraumer Zeit, ehe ich mich nach Aufnahme von etwas Nahrung so weit erhole, um den Eindruck der unvergleichlich großartigen Natur aufzunehmen, den selbst die Sorge um den Abstieg von den erreichten 5300—5400 m kaum zu mindern vermag. In greifbarer Nähe, bereits ohne Glas Einzelheiten der Schichten und Bänderung erkennen lassend, der Eisdom; echtes Gletschereis, nicht vereister Firn, im blendenden Weiß seiner Decke, im glitzernden, blautönigen Absturz seiner 50 m und mehr ragenden Wände, von der fast in gleicher Höhe mit mir westlich endenden Stirn des Nagelgletschers insbesondere eine Menge abgestürzter Eisblöcke, manche gewiß von hunderte Zentner betragender Masse, zu beiden Seiten desselben schmale Schmelzbäche, welche durch Abschmelzen der Eisoberfläche genährt werden und bereits wenig tiefer im Schutt verschwinden. Ringsum, so weit wie das Auge zu unterscheiden vermag, Felsblöcke, Schutt, Sand von übereinstimmender wüstenhafter Färbung; dort, wo die Vegetation einsetzt, die vorherrschend rötlich-braune Nuancierung untermischt und bald übergehend in braun-grüne Farbenprägung; nur auf der regenreichen Süd- (der

Aufstieg-)Seite von dem lebhafteren Grün der Hochwiesen gegen das melancholische dunkle Grün des Urwaldes unterbrochen, das das wogende Wolkenmeer über ihm allerdings mehr ahnen läßt. Und in weiter, weiter Ferne der Blick weltverloren in dem schimmernden Dunsblau der Steppe; die Tropensonne noch hoch über allem am blendenden Himmelszelt. Hier Eis und Kälte, dort sengende Hitze; beides verbunden in langen, einfachen Linien und Flächen, ohne jede ausgesprochene Gliederung des Geländes. Die unermessliche Einsamkeit des Bergriesen zwingt zu demüthiger Bewunderung der Naturgewalt, die dieses zu schaffen vermochte; der allumspannende menschliche Geist bescheidet sich stumm in seinem gewohnten Versuche, die Schöpfung deuten zu wollen; die Seele empfindet gedankenlos, schweigend die ganze unendliche Größe der Welt. Und die Sehnsucht erhebt sich, ein tieferinneres Sehnen, zurückzuehren zu dem Urgrund all dieses Seins, Werdens und Vergehens.

Das Krachen einer Eislawine westlich vom Rakelgletscher her weckt mich aus jenem Sinnen. Ich gewinne den Eindruck, als ob die Wolkenmasse über dem Urwald langsam, aber stetig hinansteige, und auf der Westseite scheinen sich mir aus den im Sonnenglanze farbenfroh spielenden Wolfenschleiern schwerere Nebelballen zu bilden. Es ist 2 $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags; der Abstieg drängt, ich eile hinab, der rutschende Schutt führt schneller zu Tal. Ich gerate in einige Sorge, ob ich die Wegemarken, auffallende Blöcke, weiterhin auch nicht verfehlen werde; über die Lagerstätte kann ich mich genau nicht orientieren. Wie ich den Grat hinabsteige, liegt der Mawensi mit seinen durch Erosion und Verwitterung in Steilschluchten von Hunderten, Tausenden von Metern aus dem Lavamassiv herausgeschnittenen Felstürmen glühend rötlicher Tönung, überdeckt von einer hochaufgesetzten, schimmernden Wolkenhaube, gerade vor mir. Meinen Blick nimmt aber bereits mehr die Sorge um die Ausschau nach dem richtigen Abstieg gefangen. Schon mag ich auf 4500 m, ohne zu irren, abgestiegen sein — ich hatte von Zeit zu Zeit bestimmte Markierungen ausgeführt —; da muß ich mich doch, in meiner Vorsicht durch dieses Glück und die fortgesetzte Anstrengung eingeschläfert, vielleicht auch in der zunehmenden Besorgnis, von der vom Urwald her unaufhörlich vordringenden Nebelbank vorzeitig erfaßt zu werden, geirrt haben. Eine Stunde später hätte ich jedenfalls die mir am Abend zuvor in sicherer Erinnerung stehende Dertlichkeit oberhalb des Lagerplatzes erreicht haben müssen: ich befinde mich aber unter dem niederschmetternden Eindrucke einer völlig fremden Umgebung. Unter und vor mir ein wallendes Nebelmeer, dessen Wogen mich bald erreichen werden! Die Unmöglichkeit, einen weiteren Ausblick zu erhalten, nimmt mir jede Gelegenheit, meinen Irrtum näher zu erkennen. Ich habe aber das deutliche Empfinden, nur zu weit westlich hinabgestiegen sein zu können, und gehe folglich ostwärts, stoße aber schon nach kurzer Zeit auf eine der vom Ribosuß niederziehenden Steilmauern, welche mich vom nächsten Tal trennt. Der Versuch, sie in ihren 10—15

in hohen Abhängen zu überklettern, war aussichtslos: zudem fehlte mir jede Gewißheit über meine genauere Lage, und die Kräfte drohten jeden Augenblick endgültig zu versagen; eine fatalistische Resignation drohte mich vollends niederzuwerfen. Dieser Fatalismus des Mohammedaners scheint mir direkt unter Afrikas Tropensonne geboren und großgezüchtet. Ich persönlich habe eine derartige Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr zuvor an mir nicht für denkbar gehalten. Möchte z. B. in der Steppe bei Kambi ya Simba in mitternächtlicher Stunde ein Löwe den Beginn seines Raubzuges mit gewaltig dröhnender Stimme nahe anzeigen, es ist mir nicht einmal der Gedanke gekommen, wenigstens das dem kühlenden Luftzuge offen gehaltene Zelt zu schließen. Die Gefahr, in der ich inmitten dieser rauhen einsamen Natur verlassen schwebte, war vielleicht wesentlich deshalb nicht gering, weil ich fürchten mußte, meine hungernden Leute, denen ich für heute bereits den beginnenden Dalmarsch angezeigt hatte, möchten nun ohne mich gegangen sein. Ich blicke, un schlüssig, ob ich die Zeit nicht lieber zum Aufsuchen einer möglichst geschützten Stelle für die Nacht verwerten soll, auf die Nebeldecke zu Tal hin, ob sie nicht, hier oder dort zerrissen, eine Orientierung mit dem Glase doch noch ermögliche. Da — wahrhaftig — nahe oberhalb des Urwaldbrandes vor mir klafft eine Lücke: doch kenne ich mich in dem Bilde nicht aus. Die Lücke wird größer, bewegt sich am Waldsaum ostwärts hin. Und da ist ja die Stelle meines vorletzten Lagerplatzes: das Bild der vorspringenden und losgelöst vorgeschobenen Grikawaldteile ist unverkennbar, ich hatte es bei meiner Umschau vom Nachmittage zuvor auf das sicherste aufgenommen. Ich war ein Südtal zu weit westlich niedergestiegen. Diese Erkenntnis brachte mich aber weder über den genannten Grat hinüber, noch die 300 m hinauf, um ihn dort zu übergehen. Ich mußte jedoch hinauf, wenn auch vor Ermattung mehr stolpernd als steigend; es gelang.

Aber inzwischen war auch die Zeit des Sonnenunterganges genahet; wallende Nebelschleier, so weit das Auge reicht. Die Nacht ist hereingebrochen, und ich mußte fürchten, den Lagerplatz auch so noch nicht zu erreichen. Noch schätzte ich mich 300 m oberhalb desselben, meine lauten Zurufe verloren sich in der lautlosen Natur. Doch nein, nicht mehr! „Ndio, bana, hapa“, ruft es mir, langsam deutlicher werdend, entgegen; eine Weile später vermögen auch die Feuerscheite der drei Leute mich durch den Nebel hindurch zu erreichen. Sie waren, noch bevor sie meine Kluse erreicht hatten, entgegen gegangen, mich zu suchen. Ich fand sie noch alle sechs im Lager vor, zu Essen war noch nichts gebracht; der Midschagga konnte erst für morgen zurückerwartet werden. Den Leuten meine vorletzten 2 Pfund Konservenerböen und Tee geben, war alles, was ich an diesem Abend noch zu tun vermochte. Aber wenn auch mein Schlaf damals nicht von solchen Erwägungen gestört wurde, mir ist später doch manchmal wieder der Gedanke gekommen, den ich schon zuvor angedeutet habe, ob denn diese unerwartete Teil-

nahme für meine Person ausschließlich auf den 4—5 Rp. beruhte, die ich jedem der Leute bei dem Anstiege von Moschi schuldete. Warum soll der Neger, der erwachsen auf der Stufe unserer Kindernatur stehengeblieben scheint, nicht auch eine Art freundlicher Empfindung für einen Europäer fähig sein, ohne dafür das Gefühl der unbedingten Unterordnung einzubüßen? Man muß zugeben, daß die Lebensführung sehr vieler Europäer nicht dazu dienen kann, dieses natürliche Empfinden der weit unterlegenen Kultur beim Neger weiter zu festigen; die üblische weitgehende Blutmischung ist vielleicht die bedenklichste Gewohnheit. Der Neger beobachtet gut und neigt ohnedem nach Kinderweise stark zur Ueberhebung. Sieht er die Weiber seines Stammes in den Händen der Europäer, kann er doch so minderwertig nicht sein, wird er denken. Die Lehre von der Brüderlichkeit aller Menschen seitens mancher Missionen wird in dem Neger einen bereitwilligen Gläubigen finden, während ich ihn für den wahren Geist des Christentums für völlig unreif und unzugänglich erachte. Das Empfinden der Gleichheit beider Rassen wird uns auch stets in der Gefahr neuer, ernster Aufstände erhalten. Wenn wir aber schon alle Ursache haben, durch eine reinliche Scheidung jenes frühere Empfinden des Unterlegenseins gegen den bana mkubwa wiederherzustellen und nicht noch weiter zu schmälern, haben wir noch viel mehr Ursache zu verhindern, daß mit dem Neger, wie mit jedem Exoten, in unserem eigenen Vaterlande ein wahrer Kult getrieben wird. Schwarze Unteroffiziere, die ein Deutscher der Heimat, ohne seine Selbstachtung zu verlieren, grüßen soll: das ist zu viel. Einen mit der ganzen Errungenschaft moderner Zivilisation herausgeputzten Neger am Arme einer deutschen Schönen, die nicht immer den Eindruck eines Frauenzimmers macht, ein bald häufiges Bild im Rahmen unserer Großstädte, zu sehen, kann nur Empörung und Ekel erregen. Man muß diesen Typus eines Negers in der ganzen Indolenz gegen jede Betätigung auf den unsauberen shauri-Plätzen der schmutzigen Dörfer mit ihren primitiven Hütten und der ganzen trostlosen Armseligkeit ihres dreckigen Inhaltes voll Ungeziefer gesehen haben, um jede Diskussion einer anderen Ansicht auszuschließen. Deshalb braucht man den Neger nicht unfreundlich zu behandeln; trotz dieser Auffassung sind mir die Leute in jenen Wochen förmlich lieb geworden. Und im übrigen baten mich später die drei Boys, teils unter Tränen, ich möchte sie doch mit nach uleia nehmen.

Trotz der Ermattung weckt mich die Kälte wieder sehr zeitig am Morgen. Ich habe mit dem Aufbruch keine Eile; gleichsam als wenn ich zögerte, Abschied zu nehmen. Bei allem Mangel an Farbdifferenzierung und unterschiedlichen Formen dieser Natur, erscheint sie doch in fortwährend sich änderndem Bilde. Wogende Wolkenmassen, lagernde Nebelschichten führt der Wind in stetig wechselvollem Spiele und mannigfaltiger Beleuchtung einher. Ziehen die Nebelschleier am oberen Kibo und Mawensi früh aus Nordost, der Kraterlinie folgend, bis sie im Südosten verflattern, so erhebt

sich mittags ein lebhafter Kampf zwischen den südwärts und nordwärts aufsteigenden Nebeln, die in beträchtlicher Höhe über dem Sattelplateau und selbst den Gipfeln wild durcheinander gejagt werden. Gegen Abend dringen dann von der Südseite dichte Nebelmassen bis zum Plateaurande hinauf, um dann oft, dort zu einer Mauer gebannt, schon kurz nach Sonnenuntergang wieder aufgelöst zu werden, so daß das ganze Gebiet in die wunderbar stille, klare Nacht märchenhaft, in unaussprechlichem Reize, in wunderbarer Mildtönigkeit zur dünnen, reinen Hochgebirgsatmosphäre hinanragt, das Sternenlicht zurückschimmernd vom matten Weiß des Gletscherdomes.



Abb II. Der Kibu-Gipfel von etwa 4550 m aus,
im Vordergrunde die „Steinwüste“ 27. I. 06.

Es ist der Morgen des 27. Januar, der Heimat Fahnen Schmuck entbietet dem Könige und Kaiser die Wünsche, welche sich zum Geburtstage ziemen. Mir hatte nichts zuvor den ganzen großen Inhalt des Wortes „Vaterland“ so nahe gebracht, wie diese Auslandsreise; es war mir nicht entgangen, daß nur jener bei anderen etwas gilt, der sich selbst etwas rechnet, und nur so viel, wie er sich selbst und seine Nation einschätzt. Auf der Rückreise mit einem französischen Madagaskardampfer (von Sansibar aus) bedurfte es nur der Andeutung einer persönlichen Auseinandersetzung auf die unverschämte politische Redeführung eines körperlich und geistig aufgeblasenen Franzosen, um mir, dem einzigen Deutschen, wenn

ich mich sehen ließ, die ganze eine Seite des Promenadendecks zu sichern. Uebrigens möchte ich doch nicht unterlassen hervorzuheben, daß das Benehmen der vielen, aus Besorgnis vor einer ungünstigen Wendung in den Marokko-Angelegenheiten von Sansibar zurückberufenen französischen Offiziere von anbeginn ein tadelfreies war; „c'était un malheur pour tous“, war ihre Ansicht über einen Krieg mit uns. Jenes Erlebnis wiederholte sich noch einige Male während der Ueberfahrt nach Marseille und dortselbst; die Wogen politischen Chauvinismus gingen damals besonders hoch. So machte auch ich an jenem Morgen die 6 Leute, Wasuaheli, Wanyamwesi, Wadschagga gemischt, auf die hohe Bedeutung des Tages

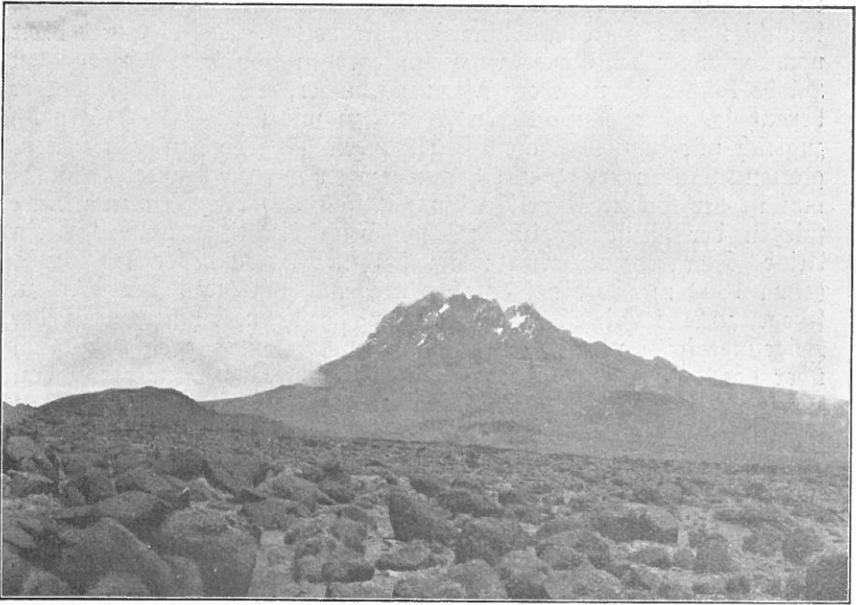


Abb 12. Der Mawensi-Gipfel von demselben Standpunkte der Abb. 11 aus.
27. I. 06.

in einer Ansprache aufmerksam; aber ich weiß nicht, ob mein Vokabelschatz für diese von der gewohnten völlig abweichende Aufgabe doch nicht ausreichte: die Gesichter leuchteten erst verständnisinnig auf, als ich jedem $\frac{1}{2}$ Rp. zur Feier des Tages aushändigte.

Beim Abstiege kam uns der Wdschagga mit Lebensmitteln für 2 Tage entgegen, so daß ich noch 2 weitere Tage am oberen Urwaldbrande zu verweilen mich entschließen konnte, wenn ich auch selbst ganz wesentlich auf Kartoffeln und Bananen angewiesen war. So fand ich noch Zeit zu Beobachtungen und zum Sammeln und konnte auch wiederholt mit Muße den kaum eine Tagesreise entfernten Meruberg im Westen, mit vielen Einzelheiten unter den

Strahlen der Morgensonne, wahrnehmen, während er als körperloser Schatten erscheint, sobald die Sonne hinter ihn getreten ist. Bei einem von diesen Streifzügen am Urwaldrande entlang fühlte ich plötzlich den Boden unter mir weichen; ich fiel 3 m tief in eine Wildgrube, die auf das geschickteste mit lebendem Rasen verdeckt gewesen war. Der Wdschagga behauptete später ganz bestimmt, daß sie von oberhalb des Urwaldes wohnenden Stammesgenossen angelegt würden. Das Graben derartiger Fanggruben ist den Eingeborenen verboten; vielleicht log der Wdschagga, um keine Unannehmlichkeiten für sich und andere zu haben. Denn über den Urwald hinaus erstreckt sich offenbar die starke Hand der Regierung nicht; es war mir vielmehr völlig unverständlich, daß der tägliche Anblick der Nähe solcher Naturwunder nur einen der Herren von Moschi über den Urwald hinaufgeführt hatte, Kurt Johannes. Die von dem über den Grubenrand sich legenden Boy heruntergereichten Hände konnte ich nicht ergreifen; er mußte erst einen der Träger heranziehen, der ihn an den Füßen zu mir herabhielt, so daß ich zugleich mit dem Boy, an dessen Händen hängend, an den steilen, glatten Wänden der Grube herausgezogen werden konnte. Manchmal ist der Boden dieser Gruben mit spitzen Holzpfählen zum Aufspießen der Beute gespickt. Schon beim Aufstiege hatte ich ein kleines Tierabenteuer erlebt: am frühen Morgen des ersten Tages (etwa 1800 m) in die Zelttasche greifend, um nach der Uhr zu sehen, zuckte ich infolge eines äußerst heftigen Schmerzes in der Zeigefingerspitze zurück. Der Schmerz steigt fast ebenso plötzlich über das Ellbogengelenk hinauf und selbst in die Schulter hinein, zuerst als mehr intermittierendes, akutes Nervenziehen, nach Stunden in ein mehr schmerzhaft prickelndes Empfinden übergehend, das aus dem Hand- und Ellbogengelenk vier Tage später noch nicht verschwunden war. Ein Skorpion von kaum 4½ cm Länge hatte mich gestochen.

Der Kibo blickte auch noch die nächsten Tage in prachtvoller Klarheit nach Moschi hinab, wie ein Gruß aus einer schöneren Welt; ich suche noch öfters mit dem Glase die Stelle auf, bis zu der ich ihn wenige Tage zuvor bezwungen hatte; eine unauslöschliche Erinnerung, freilich von dem Bedauern berührt, daß mich der Mangel jeder Ausrüstung hinderte, die Wunder des Gipfels zu schauen, der als Kraterzirkus von etwa 2 km Durchmesser und etwa 200 m Tiefe erscheint, durch Einbruch infolge Sackung entstanden. Das Vulkanmassiv verdankt seine Entstehung der Tertiärzeit; der Mawenzi dürfte im Pliozän aufgebaut sein, die Tätigkeit des Kibo mag sich bis ins Pleistozän erstreckt haben. Der im Ausbruchschacht des Kibo stehengebliebene Magmarest führte bei seinem Erkalten durch Volumenänderungen kleinere sekundäre Eruptionen herbei; in der Bildung dieser Eruptionsegel fand die vulkanische Tätigkeit ihren Abschluß. Einmal durch die lange Eruptionstätigkeit, teils durch das gleichmäßige Uebereinanderfließen von Lavaströmen, teils durch weitere explosive Aufschüttung und durch

Eintreten nachdringender Lavamassen in noch nicht erstarrte, ist das Bergmassiv geschaffen. Das vorherrschende Gestein ist Nephelinbasalt mit Feldspatkrystallen. Am Mawenzi ist die ursprüngliche Gipfelpyramide vielleicht durch eine gewaltige Explosion im östlichen Teile weggesprengt; die große Caldera an jener Einsturzstelle mit ihren enormen Steilwänden, die zackigen Felsklämme, die karartigen Einschnitte in ihrer zackigen Form sind dann weiterhin das Zeugnis der Erosion durch Wind und Wasser, der Wirkung des Frostes und der Insolation. Am Kibo dürften die breiten, pfeilerartigen Rückengrate auf aus den Flanken der Bergmasse hervorgequollenes Magma zurückzuführen sein, als Folge seitlicher Auspressung des im Hauptschlot unter großem Druck aufsteigenden Magmas. Auch an ihm bildet der West-Baranco mit seiner breiten Spaltung der Zirkwände wahrscheinlich einen Einbruch in den Kraterhohlraum; einzelne der kleineren Täler dürften dagegen reine Erosionswirkungen sein. Die häufigen Erdbeben am Kilimandscharo möchten aus intratellurischen Vorgängen (Explosionen, Erstaltungs- und Ausdehnungsvorgänge, Einstürze von Hohlräumen infolge endgiltiger Schrumpfung) herzuleiten sein. Die kolossalen Anschwellungen, die starken Erosionsercheinungen des Vulkanberges, die mächtigen Ablagerungen in der weiten Niederung werden hauptsächlich aus jenen Zeiten des Kampfes zwischen Eis, Wasser und Feuer stammen. Später arbeiteten Sonnenhitze und Kälte, Wind und Wetter, im Hochgebirge besonders Spaltenfrost und Insolation, Deflation der losgelösten Teilchen und Korrosion der Oberfläche durch Wind und Gletscher, weiter unten im niederschlagsreichen, warmen Klima Verwitterung und Erosion wie seitliche Abschwemmung zu Tal die gegenwärtige Gestaltung langsam aus.

Unter den Klängen der Musikbände vom Orgerierplatze her: „Muß i denn“ führte mich der 1. Februar wieder in die Steppe zurück, kaum sieben Tage später war Rombo erreicht, nach kurzem Aufenthalt in Umani zum Zusammenpacken meiner dort belassenen Sammlungen erreichte ich Tanga gerade noch zeitig genug, um den ersten und einzigen, allerdings schweren Malariaanfall im Hospital erledigen zu können. Ich hatte während der Steppenreise die Chimiphylaxe eingestellt, weil ich vergessen hatte, für das Einnehmen der Pillen Oblaten mitzunehmen und den bitteren Geschmack des Medikaments bei bloßem Einnehmen auf Stunden hinaus zu ungunsten meines Appetits nicht los werden konnte.

In kurzem wird die Bahn von Tanga nach Moschi führen;*) der beschwerliche Weg durch die Steppe entfällt dann für den, der die Wunder des Kilimandscharo schauen möchte. Eine gesunde, neue Eindrücke in Fülle bietende Seereise, eine fesselnde Bahnfahrt durch eine Landschaft höchst eigentümlichen Reizes inmitten einer Umgebung fremdartiger Menschen: und wir stehen am Fuße des

*) Die Bahn ist bereits zu Beginn Februar d. Js. dem Verkehr feierlich übergeben worden.

Berges. Hinter uns die glutenreiche, sonnenblendende Steppe, um uns schattenspendende Bananenhaine mit ihrer köstlichen Frucht, hinan durch den düsteren, geheimnisvoll verwobenen Urwald über grünende, sonnige Bergwiesen, zwischen Heidegesträuch und Felskrümmern hindurch zu der Einsamkeit der Höhen, hinauf ans Gletschereis und weiter bis an den Kraterrand, mit dem Blick auf die Nähen reizvollster Eisgebilde seines Kraters, über ein weltfernes Gebiet, das in seinen Einzelheiten zu übersehen dem Auge der Dienst versagt. Aber mag auch der Kilimandscharo immer mehr das Reiseziel vieler werden, nicht zum Schaden des wohlverstandenen Interesses haheim für unsere Kolonien: immer wird der Aufstieg oder gar seine Besteigung auch bei vollkommener Ausrüstung einen so großen Teil persönlicher Leistung bedeuten, daß eine Störung des Friedens des Berggeistes nicht zu befürchten ist.

*

*

*

Literatur.

- A. Engler, „Ueber die Vegetationsformen Ostafrikas auf Grund einer Reise durch Usambara zum Kilimandscharo.“ (Berlin, 1900.)
Gans Meyer, „Der Kilimandscharo.“ (Berlin, 1900.)
G. Volkens, „Der Kilimandscharo.“ (Berlin 1897.)



2. Mischlingsorgen in Samoa.

Unter diesem Titel hat in den Nummern 32, 33 und 35 der „Kolonialen Zeitschrift“ (Herausgeber Oberleutnant a. D. Kolbe, Berlin-Schöneberg) Herr S. Richard Barts das Mischlingsproblem in Samoa behandelt. Der Herausgeber der Kolonialen Zeitschrift bringt in Nr. 37 eine Darstellung zu den Ausführungen Barts, der wir durchaus beistimmen und die wir darum an dieser Stelle zum Abdruck bringen. Denn wir glauben, daß auch unsere Leser dieser Frage mit großem Interesse gegenübersehen.

Bartels wirft die Frage auf: „Wie soll sich das Deutsche Reich in Zukunft den Mischlingen auf Samoa gegenüber verhalten?“

Zu diesem Zwecke untersucht er zunächst die von den Holländern in Niederländisch-Indien und von den Engländern allgemein, besonders aber in der Südsee befolgte Politik.

Die weiße Frau hat nur sehr spät ihren Weg nach den als ungesund verrufenen Tropenländern Niederländisch-Indiens gefunden. Infolgedessen ergab sich von selbst, daß die Beamten, Offiziere und Soldaten der indischen Verwaltung sich Töchter des Landes zu Haushälterinnen wählten und daß dieser Zustand sich auch auf die Kolonisten übertrug. Gewiß hatte dieses in gesundheitlicher Beziehung seine Vorteile und wurde deshalb von der niederländischen Regierung unterstützt, indem die aus solchen Zusammenleben entstehenden Mischlinge ausnahmslos als Europäer anerkannt wurden.

Heutzutage hat sich der Mischling in Niederländisch-Indien eine fast dominierende Stellung errungen, indem durch immer neue Verbindungen von Mischlingsmädchen mit Europäern eine neue Rasse entstanden ist, die jedenfalls den Weißen viel näher steht als den Eingeborenen. Ein großer Teil der hohen holländischen Staatsbeamten in Indien sind vornehme Mischlinge, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo der erste Mischling den Posten des General-Gouverneurs und Vizkönigs von Indien bekleidet. Obwohl also die holländisch-indischen Mischlinge vielfach einen hohen kulturellen Standpunkt erworben haben, betrachtet sie Barts jedoch mehr als Schmarotzer, die aus eigenem nichts geleistet, sondern sich nur dahinein geschoben haben, wo es viel zu verdienen gab und der Europäer bei Seite gedrängt, resp. ganz ausgeschaltet werden konnte. „Und wo er in dem riesigen Verwaltungs-Apparat der großen Länder als Beamter einzog, trug er die Korruption mit hinein, die auch heute immer noch an russische Zustände gemahnt.“ Ueber die Möglichkeit, daß ein Mischling den höchsten indischen Verwaltungsposten erhalten könnte, schreibt Barts: „Es ist besonders in Niederländisch-Indien nicht anzunehmen, daß die Macht zum Schaden des Landes mißbraucht wird, aber droht einem jeden kolonisierenden Volk zugleich mit der Uebergabe der lokalpolitischen Machtbestimmung in die Hände der in der Kolonie entstandenen Mischlinge auch ein vollständiger Zusammenbruch seines politischen Prestige in

solchen Kolonien gegenüber anderen Nationen.“ In Niederländisch-Indien sei eine Schädigung der holländischen Machtstellung zwar nicht zu befürchten, denn die Mischlinge seien in jeder Beziehung Holländer geworden, und dieser Umstand sichere dem Mutterland noch auf lange Zeit hinaus seine Souveränität und schütze es vor der Ueberholung durch ein energischer kolonisierendes Volk.

Ganz anders sind die Engländer dem Mischlingsproblem entgegengetreten. Zwar die Entstehung einer Mischrasse haben auch sie in keiner ihrer Kolonien verhindern können. Mit Recht bezeichnet Bartels es als „unwissendes Nachplappern oder eine gründliche Verkennung der tatsächlich bestehenden Verhältnisse“, wenn in Deutschland immer wieder „der rassistere kolonisierende Engländer“ als Vorbild hingestellt wird, „der es prinzipiell unter seiner Würde hält, sich mit dunklen Rassen zu vermischen“. (Auch wir selbst haben bereits wiederholt darauf hingewiesen.) England hat aber überall ein ganz anderes Verhalten eingeschlagen als Holland. Wo immer die natürlichen Verhältnisse es zuließen, hat man das Land zum „white mans-country“ erklärt und mit allen Mitteln auf die Ausrottung der Urbevölkerung hin ewirkt. Später, als man die Notwendigkeit farbiger Arbeiter anerkannte oder die zunehmende Humanität die Anwendung der früheren Methoden nicht mehr zuließ, hat man zwar nie mit Ausnahmeverboten gearbeitet, wie dies in Deutschland jetzt versucht wird, aber die Kolonisten brachten in größerer Zahl weiße Frauen ins Land und damit europäische Gesellschaftsformen. Diese neue europäische Gesellschaft schloß sich von vornherein eng aneinander an und gewährte keinem Ausnahme, der mit einer Farbigen zusammenlebte oder eine farbige Frau heiratete. Auch bei uns in Deutsch-Ostafrika haben sich glücklicherweise schon jetzt ähnliche Verhältnisse herausgebildet. Wer dort eine Farbige heiratet, stellt sich ganz von selbst außerhalb der europäischen Gesellschaft, und für Südwest sind ja durch Verordnungen ähnliche Zustände geschaffen. Der Engländer hindert den Mischling nicht, sich wirtschaftlich zu betätigen oder sich europäische wissenschaftliche Kenntnisse zu verschaffen. Auf Neuseeland haben z. B. verschiedene Maorimischlinge Eingang zu wichtigen Beamtenstellen und zum Parlament gefunden und haben auch große Erfolge erzielt. „Die besitzende Klasse der Maorimischlinge die nicht klein ist, trifft man heute auf dem Rennplatz, im Theater, beim Tennis und jedem anderen Sport mit Europäern anscheinend als vollkommen gleichberechtigt und gleichgeachtet nebeneinander.“ Aber in die gute Gesellschaft, insbesondere in die Familie, läßt der Engländer keinen Mischling ein, während er andererseits dem aus der Heimat in die Kolonie kommenden jungen Mann den Eintritt in die Gesellschaft und Familie weit mehr ebnet, als dies in deutschen Kolonien der Fall zu sein pflegt. Dadurch werden auch diese jungen Leute, die, alleinstehend, nur schwer den Verlockungen der farbigen Schönen widerstehen könnten, ihrer Rasse erhalten.

Wir haben mit Absicht die beiden ersten Teile des Bartschen Aufsatzes ausführlicher wiedergegeben, als es manchem unserer Leser wohl notwendig erscheinen mag. Aber es kam uns darauf an, noch einmal ausführlich die Kernpunkte der Bartschen Ausführung festzustellen. Denn nach dem, was Barts bis jetzt gesagt hat, nach seiner Verdammung der holländisch-indischen Verhältnisse und nach dem warmen Lob der englischen Kolonisationsmethoden glaubten wir uns zu der Annahme berechtigt, daß Herr Barts nun auch für Samoa das englische Verfahren als Muster bezeichnen und Mittel und Wege angeben würde, wie auf Grund der besonderen dortigen Verhältnisse die englischen Methoden zweckentsprechend abzuändern seien. Wir hoffen, daß dies auch der Gedankengang der Mehrzahl unserer Leser ist. Herr Barts indes kommt zu dem Schluß, daß nicht die englischen Methoden, sondern die niederländisch-indischen nach Samoa übertragen werden müssen und weshalb? Zunächst behauptet er, die Erfahrung habe bewiesen, daß die deutsche Frau sich auf Samoa nicht akklimatisieren könne, mindestens in jedem zweiten Jahre müsse sie kälteres Klima aufsuchen, um sich monatelang zu erholen. Diese Erholungsreisen seien bei der großen Entfernung Samoas von allen Kulturländern mit bedeutenden Kosten verbunden, die nur für einen geringen Teil der Ansiedler erschwänglich sind. Bemerkenswert sei auch, daß über 50 % aller in Samoa lebenden Europäerinnen unfruchtbar geblieben sind.

Hiergegen ist zu bemerken, daß diese Behauptungen für frühere Zeiten wohl zutreffend gewesen sein mögen, jetzt aber längst als unzutreffend erwiesen sind. Gegenwärtig findet der Europäer schon auf Samoa in den höher gelegenen Berggegenden genug Plätze mit kühlerem Klima, wo er die Strapazen der heißesten Jahreszeit besser überstehen und sich soweit kräftigen kann, daß auch die weiße Frau längere Zeit im Lande verweilen kann. Es sind uns zahlreiche Fälle bekannt, in denen weiße Frauen 3 bis 4 Jahre und länger ohne Unterbrechung auf Samoa verblieben, ohne daß eine Schädigung der Gesundheit festzustellen war. Auch die Behauptung, daß 50 % aller weißen Ehen auf Samoa kinderlos geblieben sind, ist nicht zutreffend. Gerade in den letzten Jahren hat eine ganze Anzahl weißer Frauen bewiesen, daß sie auch in dem dortigen Klima zahlreiche und gesunde Kinder zur Welt bringen kann. Wir könnten eine ganze Anzahl von Namen nennen von weißen Frauen, welche auf Samoa zahlreiche und gesunde Kinder geboren haben. Dann aber auch, selbst wenn die Behauptung richtig wäre, was würde sie beweisen? Die Zahl der unfruchtbaren Ehen hat in allen Kulturländern, nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Vereinigten Staaten und in Deutschland in sehr erschreckendem Maße zugenommen. Wie überall, so dürften auch nach Samoa teilweise Frauen gekommen sein, deren gesundheitlicher Zustand einen dauernden Aufenthalt in den Tropen ohne Schädigung der Gesundheit nicht aushält; kommen doch, trotz sorgfältiger ärztlicher

Untersuchung auch vielfach Männer in die Tropen, die sich später dem Klima nicht gewachsen zeigen. Wenn also tatsächlich 50 % der Ehen kinderlos geblieben wären, so wäre das noch immer kein Beweis, daß diese Ehen in Europa mit Kindern gesegnet sein würden und daß das samoanische Klima die Schuld trifft. Viel eher könnte man verschiedene bekannte kinderreiche Ehen von jetzt oder früher auf Samoa ansässigen Deutschen und Engländern als Beweis dafür anführen, daß, wenn beide Eltern gesund sind, ihnen das samoanische Klima nicht schaden wird.

Weiter erklärt sich Barts als Gegner einer auf Kleinsiedlung mittelsofer Existenzen hinzielenden Siedlungspolitik. Das Los der Frau eines deutschen Arbeiters in der Heimat erscheint ihm unvergleichlich besser als das ihrer Schwester, der Frau des sogenannten kleinen Mannes im kolonialen Busch. Deshalb erklärt er kurzweg: die weiße Frau gehört nicht nach Samoa und empfiehlt den nach Samoa auswandernden jungen Deutschen, ihre Frauen unter den dortigen Halbblutnädchen auszusuchen. „Solange es noch Leute gibt, die weiter mit großen Hoffnungen und kleinen Kapitalien Samoa als Idealziel ihres Lebens erwählten und dann bei Mißerfolgen nicht den Mut mehr haben, einen entschlosseneren Rückzug zu unternehmen, sondern sich dort für immer vergraben, wird solchen immer nur das Halbblutnädchen die für sie erreichbare Ehehälfte sein können.“ Barts hofft auf diese Weise allmählich eine eingeborene weiße Rasse neben der braunen eingeborenen Rasse zu erzielen und der weibliche Teil dieses neu entstandenen Geschlechts werde dann in den allermeisten Fällen die Ehegattinnen sowohl der ansässigen und eingeborenen weißen Bevölkerung von Samoa, als auch der Neuankömmlinge abgeben. Diese eingeborene weiße Bevölkerung werde sich dann bald derart vermehren, daß nur noch wenige oder keine Plätze für neu hinzukommende Deutsche oder Europäer offen stehen. Der Reichtum des Landes werde sich in gleichem Tempo vermehren, der gestiegenen Bevölkerung werde Selbstverwaltung nicht versagt bleiben, die Vermehrung der eingeborenen weißen Bevölkerung werde eine Beseitigung des Verbotes der Nichtveräußerlichkeit von Eingeborenen-Ländereien zur Folge haben und ein mit Plantagen bedecktes Apolu werde Apia zu einem bedeutenden Ein- und Ausführplatz der Südsee machen. Die schon jetzt vorhandene starke wirtschaftliche Abhängigkeit Samoas von Australien werde auch in Zukunft keine Minderung erleiden, und wenn Deutschland überhaupt noch wirtschaftlichen Nutzen von Samoa haben solle, dann müsse die dortige Mischbevölkerung im deutsch-nationalen Sinne beeinflusst werden durch Erziehung der Jugend zu patriotisch denkenden und fühlenden Menschen. Dazu sei notwendig, daß das deutsche Schulwesen in jeder Beziehung gefördert, der noch heute viel zu große Einfluß der englischen Missionen gebrochen wird. „Die in Samoa ansässigen Deutschen müssen sich in allen Fällen, wo es angebracht und möglich ist, der eingeborenen halbweißen Bevölkerung versöhnlich gegenüberstellen und es ver-

meiden, allen aufstehenden, zu nichts Gutem führenden Bestrebungen die Spitze abzuberechen. Nur so wird es uns gelingen, einst trotz der lauernden Blicke Australiens von Samoa zu behaupten, daß es unter den wehenden Nationalfarben auch innerlich ganz deutsch ist und auch deutsch bleiben wird.“

Dies Idealbild eines zukünftigen Samoa entspricht leider in keiner Weise dem, was wir selbst und mit uns wohl die Mehrheit des deutschen Volkes von der Entwicklung der Perle der Südsee erhofft und erwartet. Bevor wir indes näher darauf eingehen, müssen wir uns erst mit der Ansicht des Verfassers über Kleinsiedlungen auseinandersetzen, da dies ja neben der angeblichen Unmöglichkeit, die deutsche Frau auf Samoa heimisch zu machen, der zweite Grund ist, der ihn anstatt der englischen Rassenpolitik die holländische Mischlingspolitik für Samoa empfehlen läßt. Es ist uns geradezu unbegreiflich, wie Herr Barts von der die Kleinsiedlung befürwortenden Partei behaupten kann, daß sie ein weißes Proletariat in Samoa befördere. Mögen in der ersten Zeit Fehler gemacht und Leute ohne genügendes Kapital zur Ansiedlung in Samoa veranlaßt worden sein — jetzt denkt niemand mehr daran, mittellose Leute in Samoa anzusiedeln. Ist dem Herrn Verfasser die von Eugen Langen verfaßte Broschüre des Pflanzervereins von Samoa „Pflanzungsbetriebe in Samoa“ unbekannt geblieben? Weiß er nicht, daß der samoanische Pflanzerverein — denn gegen diesen richteten sich doch offenbar seine Ausführungen — entschiedener Gegner der Ansiedlung mittelloser Leute ist und daß er ein Mindestkapital von 38 000 Mk. für die Anlage einer Pflanzung verlangt? Leute mit einem Kapital von 38 000 Mk. sind doch nicht mittellos! Daß dies Kapital zur Anlage und zum Betrieb einer Kleinpflanzung von 40 ha vollkommen genügt, wenn der Pflanzler zunächst nur eine kleine Pflanzung von 14 ha anlegt und vom Beginne der Rentabilität ab einen Teil der jährlichen Ueberschüsse zur allmählichen Vergrößerung seiner Pflanzung benützt, ist erwiesen, ebenso, daß eine Kafao-Pflanzung von 40 ha ihrem Besitzer einen jährlichen Reingewinn von 15—25 000 Mk. abwirft. Es dürfte nicht leicht sein, in der Heimat mit einem derartig geringen Kapital eine so hohe jährliche Rente zu erzielen und ist jedenfalls ein gewaltiger Irrtum, wenn man solche Leute als „den sogenannten kleinen Mann im kolonialen Busch“ bezeichnet. Der Besitzer einer Pflanzung von 40 ha ist allerdings nur Kleinpflanzler, aber nichts weniger als ein mittelloser Mann, im Gegenteil, er erfreut sich eines recht behaglichen Wohlstandes und kann, ohne über seine Verhältnisse zu leben, seine Kinder in Deutschland erziehen lassen und sowohl sich, als auch seinen sonstigen Angehörigen von Zeit zu Zeit eine Erholung in der deutschen Heimat gönnen. — Irreführend ist allerdings die Bezeichnung „Kleinsiedlung“, wofür man besser „Kleinpflanzler“ oder auch „Einzelpflanzler“ setzen sollte, denn um solche im Gegensatz zu den großkapitalistischen Aktien-Unternehmungen handelt es sich doch in der Hauptsache. Wir glauben, unsere

Freunde auf Samoa werden absolut nichts dagegen haben, in ihre Sakungen einen Punkt aufzunehmen, welcher besagt: „Wir sind absolute Gegner der Kleinsiedlung mittelloser Personen und erblicken das Heil der Kolonie in der Ansiedlung kapitalkräftiger Kleinpflanzer (Einzelpflanzer).“

Merkwürdigerweise tritt Herr G. Richard Barts aber selbst für solche Kleinsiedler ein! „Solange es noch Leute gibt, die weiter mit großen Hoffnungen und kleinen Kapitalien Samoa als Idealziel ihres Lebens erwählen und dann bei Mißerfolgen nicht den Mut mehr haben, einen entschlossenen Rückzug zu unternehmen, sondern sich dort für immer vergraben, wird solchen immer nur das Halbblutmädchen die für sie erreichbare Ehehälfte sein können.“ Das ist vollkommen richtig, und gerade deshalb sehen wir solche Leute als unerwünschte Ansiedlungs-Elemente an. Aus diesem Grunde bekämpfen wir den Gedanken, die Pflanzungswirtschaft in Samoa den großkapitalistischen Gesellschaften auszuliefern, welche vielleicht mit einem hochbezahlten Geschäftsführer und wenigen gut bezahlten Pflanzungs-Assistenten, ev. Buchhaltern, sonst aber mit gering bezahlten weißen Kräften arbeiten, deren Gehalt es ihnen nicht gestattet, sich so viel jährlich zurückzulegen, um sich schließlich eine wirklich unabhängige Existenz gründen zu können. Wo eine Pflanzung von 1000 ha höchstens drei gut bezahlte weiße Beamte hat, können 15 bis 20 Kleinpflanzer eine behagliche Existenz haben. Mit großen Mitteln ist es überall möglich, sich gesundheitlich günstige Lebensverhältnisse zu schaffen, umsomehr in Samoa mit seinem an sich durchaus gesunden, aber in den tieferen Lagen nervenerschöpfendem Klima. Die von uns empfohlenen Kleinpflanzer würden, schon um ihrer Kinder willen, in stetem Zusammenhang mit der Heimat bleiben, sich von dort immer neu ergänzen und neue Kräfte von dort heranziehen. Das in Samoa erworbene Kapital würde stetig befruchtend auf das Verhältnis zwischen Kolonie und Heimat einwirken und ein wahres Neu-Deutschland über See dort erstehen lassen, das auf gesunderer und soliderer Basis beruht, als das „nur samoanische“ Jungdeutschland, welches Herr Barts empfiehlt und das von der alten Heimat vollkommen losgelöst wäre. Und damit kommen wir wieder auf die von Herrn Barts erwünschte „eingeborene weiße Bevölkerung“ zurück. Barts hofft, daß diese so schnell anwachsen würde, daß für neu hinzukommende Deutsche und Europäer keine Plätze mehr offen stehen. Aber welches Interesse, Herr Barts, hätte dann diese eingeborene weiße Bevölkerung überhaupt am deutschen Mutterlande? Die Handwerker, Handlungsgehilfen, Pflanzungs-Aufsicher und Unterbeamte sind ja entschieden durchaus ehrenwerte Personen, aber doch nicht die Elemente, denen wir die Selbstverwaltung einer soweit von Deutschland entfernt liegenden Kolonie anvertrauen möchten. Wie soll es möglich sein, die eingeborene weiße Bevölkerung, die ohne jeden Zusammenhang mit dem Mutterlande lebt, dagegen von allen Seiten Berührung mit den großen englischen Kolonien hat, mit nationalem

Geiste zu erfüllen? Es scheint beinahe, als ob Herr Bartz sich die Zukunft so denkt, daß nur die obersten Beamten aus Deutschland stammen, das gesamte übrige Personal dagegen der eingeborenen weißen Bevölkerung entnommen werden soll. Bei einer derartig lockeren Verbindung zwischen Kolonie und Heimat würde das Mutterland sich nur durch stete Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der eingeborenen weißen Bevölkerung halten können, und bei dem geringsten Konflikte würde die eingeborene weiße und halbweiße Bevölkerung sich von Deutschland lossagen und sich in die Arme Australiens werfen.

Nein, Herr Bartz, Ihre Ideale sind nicht unsere Ideale! Nicht einer eingeborenen weißen Bevölkerung, die jeden Zusammenhang mit dem Mutterlande verloren hat, wollen wir die Selbstregierung der Perle der Südsee überlassen, sondern einem zwar kleinen, aber bis in die Knochen deutsch und national fühlenden Stamm unabhängiger, wohlhabender Pflanzler und Kaufleute, die in steter Verbindung mit der Heimat lebend, ihr Deutschtum und ihre Rasse von dort immer wieder ergänzen und auffrischen.

Herr Bartz findet warme Worte zum Lobe der halbweißen Mädchen und Frauen, was er aber an anderer Stelle über diese „niedlichen“ jungen Geschöpfe erzählt, dürfte einen gebildeten Deutschen wohl kaum verlocken, sich dort eine Lebensgefährtin zu suchen. Zuerst erzählt er, daß ein Weißer, welcher mit einer samoanischen Witwe sich zu verehelichen gedachte und behufs Umgehung des in Samoa geltigen Mischehen-Verbots, sich nach dem amerikanischen Tutuila begab, dort verschlossene Türen und bei seiner Heimkehr als Hochzeitsgeschenk seiner einer früheren Verbindung entstammenden erwachsenen Mischlingstochter das Mobilar seiner Wohnung vom Klavier bis zum Küchenstuhl kurz und klein gehackt wiederfand — sodann von dem Angriff der halbweißen Frauen auf den unglücklichen Michaelis. Nicht ein Wort des Tadelns findet Herr Bartz für die Letzteren! Beide Vorfälle zeigen doch nur, daß die vielgepriesenen Mischlingschönen, selbst wenn sie vor dem Gesetze den Weißen gleichgestellt sein sollten, noch weit entfernt davon sind, diejenige Achtung vor dem Recht und Gesetz zu hegen, welche man in einem Kulturstaate von jedem seiner Angehörigen verlangt. Und was das Solidaritätsgefühl und Selbstbewußtsein der Mischlings-Bevölkerung betrifft, ihre „feststehende Meinung, daß der Europäer im Grunde ein Feigling ist“, so können wir darin in keiner Weise den Beweis einer hohen Kulturstufe erblicken. Im Gegenteil — auch bei den Hereros, Hottentotten und Kamerun-Negern kann man überall eine derartige Ueberhebung und ein derartiges „Selbstgefühl“ wiederfinden.

Im vollen Gegensatz zu Herrn Bartz und zu seiner Befürwortung holländisch-indischen Mischlingswesens verlangen wir auch für Samoa grundsätzlich das englische System der Reinhaltung der Rasse. Wir wollen in keiner Weise die wirtschaftliche Entwicklung der Mischlinge gehemmt sehen, auch wir befürworten, daß ihnen

in den Regierungsschulen die denkbar beste Elementar-Schulbildung zugänglich gemacht wird und daß der Einfluß der englischen Missionen endlich gebrochen und durch deutsche Missionare ersetzt wird. Gleichstellung mit den Weißen aber wollen wir grundsätzlich nur dem zugestehen, der eine europäische Erziehung genossen hat und einen einem Europäer angemessenen Lebenswandel führt. Also freies Spiel der wirtschaftlichen Kräfte aber nur bis an die Grenze der deutschen Familie. Darüber hinaus — Hände weg.

3. Ueber Keimzeit und Keimdauer der wichtigsten Gemüsesämereien nebst Angabe der benötigten Samenmengen zu Ar, sowie die Pflanzzeiten der verschiedenen Gemüsearten.

Von Gartenmeister D. Sonnenberg.

Den wiederholt geäußerten Wünschen vieler junger Kameraden hier entsprechend veröffentliche ich nachstehend noch einmal die Tabelle über Keimzeit, Keimdauer usw. der Gemüsesämereien, wie ich das bereits im 10. Jahrgang dieser Zeitschrift getan habe.

In derselben sind, um Irrtümern vorzubeugen, die deutschen, botanischen, wie auch die englischen Benennungen der Gemüsearten angegeben.

Um noch sicherer zu gehen, sind auch die botanischen Familien aufgeführt, in welche die einzelnen Gemüsearten eingereiht sind.

Da jedoch die Benennungen der Gemüse in der Wissenschaft, wie auch im praktischen Leben verschieden sind, so kann eine Garantie für die absolute Richtigkeit der nachfolgenden Namen durchaus nicht übernommen werden, wenngleich die gebräuchlichsten Namen gewählt wurden. In Spalte IV ist die Keimzeit des Samens angegeben und diese ist berechnet von dem Tage der Aussaat bis zum Erscheinen des Keimes. Es ist selbstverständlich, daß die Keimzeit nur annähernd berechnet werden kann, da klimatische, wie Boden- und Lageverhältnisse der Ländereien bezw. der Gärten mitsprechen.

Genau so verhält es sich mit der Keimdauer des Samens; auch diese ist vom Klima, besonders aber auch von der Aufbewahrung abhängig. Bei zweckentsprechender Lagerung des Samens ist die Keimdauer in vielen Gegenden unserer Kolonien wohl dieselbe, wie in der Tabelle verzeichnet ist.

Es ist empfehlenswert, namentlich für überseeische Länder, die zu beziehenden Samenmengen so zu berechnen, daß sie etwa für ein Jahr reichen. Auf diese Weise kommt stets frischer Samen

in den Regierungsschulen die denkbar beste Elementar-Schulbildung zugänglich gemacht wird und daß der Einfluß der englischen Missionen endlich gebrochen und durch deutsche Missionare ersetzt wird. Gleichstellung mit den Weißen aber wollen wir grundsätzlich nur dem zugestehen, der eine europäische Erziehung genossen hat und einen einem Europäer angemessenen Lebenswandel führt. Also freies Spiel der wirtschaftlichen Kräfte aber nur bis an die Grenze der deutschen Familie. Darüber hinaus — Hände weg.

3. Ueber Keimzeit und Keimdauer der wichtigsten Gemüsesämereien nebst Angabe der benötigten Samenmengen zu Ar, sowie die Pflanzzeiten der verschiedenen Gemüsearten.

Von Gartenmeister D. Sonnenberg.

Den wiederholt geäußerten Wünschen vieler junger Kameraden hier entsprechend veröffentliche ich nachstehend noch einmal die Tabelle über Keimzeit, Keimdauer usw. der Gemüsesämereien, wie ich das bereits im 10. Jahrgang dieser Zeitschrift getan habe.

In derselben sind, um Irrtümern vorzubeugen, die deutschen, botanischen, wie auch die englischen Benennungen der Gemüsearten angegeben.

Um noch sicherer zu gehen, sind auch die botanischen Familien aufgeführt, in welche die einzelnen Gemüsearten eingereiht sind.

Da jedoch die Benennungen der Gemüse in der Wissenschaft, wie auch im praktischen Leben verschieden sind, so kann eine Garantie für die absolute Richtigkeit der nachfolgenden Namen durchaus nicht übernommen werden, wenngleich die gebräuchlichsten Namen gewählt wurden. In Spalte IV ist die Keimzeit des Samens angegeben und diese ist berechnet von dem Tage der Aussaat bis zum Erscheinen des Keimes. Es ist selbstverständlich, daß die Keimzeit nur annähernd berechnet werden kann, da klimatische, wie Boden- und Lageverhältnisse der Ländereien bezw. der Gärten mitsprechen.

Genau so verhält es sich mit der Keimdauer des Samens; auch diese ist vom Klima, besonders aber auch von der Aufbewahrung abhängig. Bei zweckentsprechender Lagerung des Samens ist die Keimdauer in vielen Gegenden unserer Kolonien wohl dieselbe, wie in der Tabelle verzeichnet ist.

Es ist empfehlenswert, namentlich für überseeische Länder, die zu beziehenden Samenmengen so zu berechnen, daß sie etwa für ein Jahr reichen. Auf diese Weise kommt stets frischer Samen

zur Verwendung und es stellen sich dann weniger Mißerfolge ein. Da jedoch von manchen Gemüsearten, wie Salat, Kohlarten usw. im Jahre mehrere Aussaaten vorgenommen werden, auch hier und da mal eine Aussaat mißglückt, so sind die Samenmengen nicht zu knapp zu berechnen. Am besten werden draußen die Samen in luftdicht verschlossenen Blechboxen, wie solche die Erfurter Samenhandlungen, z. B. Stenger & Klotter usw. liefern, an einem lustigen, kühlen, aber frostfreien Ort aufbewahrt.

In Spalte VI ist angegeben, welche Samenmenge etwa nötig ist, um ein ar = 100 qm Land zu bestellen oder um Pflanzen für ein solches zu ziehen. Nach diesen Angaben lassen sich Samenmengen für kleinere und größere Flächen leicht berechnen.

Die Dauer der Keimfähigkeit, sowie auch die prozentuale Keimung richtet sich mit und zwar nicht in letzter Linie, nach der Ausbildung der Samen. Es soll daher stets das beste Saatgut bezogen werden, damit man vor Mißerfolgen sicher bleibt.

Bei Verwendung älteren Saatgutes ist es angezeigt, namentlich draußen, wo die Keimfähigkeit durch die klimatischen Verhältnisse beeinträchtigt werden kann, den Samen auf diese zu untersuchen. Bei größeren Samen läßt sich solche durch Ausschneiden etlicher Körner und Prüfung des Keims leicht feststellen.

Um nun bei feineren und auch zweifelhaften Samen die Keimfähigkeit zu ermitteln, so muß eine Keimprobe vorgenommen werden. Diese kann sehr verschieden ausgeführt werden, es gibt dazu besondere Keimapparate. Wo diese fehlen, werden die Samen in ein warmes Mistbeet oder in kleinere Töpfe gefäet, die an einen warmen Platz gestellt werden. Innerhalb der angegebenen Zeit oder meistens noch früher, werden die Keime erscheinen. Erscheinen sie garnicht, so ist der Samen unbrauchbar. Bei keimenden Samen dagegen werden nach der Anzahl der Keime die Prozente der Keimfähigkeit berechnet. Es gilt dann als Regel, je weniger Prozente der Keimkraft vorhanden sind, desto stärker muß gefäet werden und umgekehrt.

Größere Samen streut man auf wollene Lappen, taucht diese in warmes Wasser und legt sie in ein an einen warmen Ort aufgestelltes Gefäß. Oder aber, man legt die Samen zwischen zwei nasse Filzstücke, die durch Umwickeln gegen zu schnelles Austrocknen geschützt werden.

Die in letzter Spalte angeführten Pflanzweiten sind so berechnet, daß das Land auf das äußerste ausgenutzt ist und dabei doch die genußfähigen Teile der Pflanzen sich voll und ganz entwickeln. Abänderungen der Pflanzweiten können nach Lage und Bodenverhältnissen vorgenommen werden.

Deutscher Name	Botanischer Name	Englischer Name	Reimzeit des Samens	Reimdauer d. h. Samen nicht keimfähig	Samenmengen zu Ar	Pflanzweiten der verschied. Gemüse cm
			Tage	Jahre		
I. Kreuzblümter	Cruciferae					
Blumenkohl	Brassica oleracea botrytis	Cauliflower	5—6	3—5	5	50—70
Broccoli	Br. oler. asparagoides	Broccoli	5—6	3—4	5	70—100
Kraut, weißrot	Br. oler. capitata	Cabbage	5—6	4—5	5	45—60
Wirjing	Br. oler. Sabauda	Savoy	4—6	4—5	5	45—50
Rosen- oder Sprossen- kohl	Br. oler. proliferata	Brussels Sprouts	4—6	4—5	5	60—75
See- od. Meer- kohl	Crambe maritima	Sea-Kale	25—30	1	50	60—80
Blätterkohl	Br. oler. acephala	Borecole, Kale	5—6	4—5	10	40—60
Kohlrabi	Br. oler. caulorapa	Rape-cole	4—6	5—6	20	30—45
Kohlrübe	Brassica Napus rapifera	Swedish Turnips	4—6	5—7	10	40—50
Radiez	Raphanus Radicula	Radish	5—8	5—6	150	4—5
Rettig	Raphanus sativus	Spanish Radish	5—8	4—5	15	30
Gartenkresse	Lepidium sativum	Cress	2—5	3—4	3000	15—20
Meerrettig	Cochlearia Armoracia	Hors-Radish	Wird durch Fächer (Seitenwurzeln) vermehrt			55
Brunnenkresse	Nasturtium officinale	Water Cress	6—8	3—4	20	10
II. Schmetterlingsblüter	Papilionaceae od. Leguminosae					
Erbsen, Aneifel- od. Bahl- Erbsen, Zucker	Pisum sativum	Peas	6—8	3—4	1000	25—25
	Pisum arvense	Sugar Peas	6—8	3—4	1000	20—25

Deutscher Name	Botanischer Name	Englischer Name	Reimzeit Tage	Reim= bauer Jahre	Samens= mengen zu Ar Gramm	Pflanz= weiten cm
Bohne, Busch	Phaseolus vulgaris	Dwarf French Beans	8—12	3—4	1200	40—50
„ Stangen	„	Runner-Beans	8—12	3—4	1000	60—70
Pfuffbohne	Vicia Faba Faba vulgaris	Broador winds. Beans	5—8	4—5	900	30—40
III. Körbchen= träger	Compositeae					
Kopfsalat	Lactuca sativa	Cabbage Lettuce	8—10	4—5	5	25—30
Pflücksalat	Lactuca var. crispa	American Gathr. Lettuce	8—10	4—5	60	15—20
Sommer= Endivie	Lactuca sativa var. longifolia	Cos lettuce	8—10	4—5	5	25—30
Winter= Endivie	Cichorium Endivia	Endive	8—10	4—5	5	30—40
Schwarz= wurzel	Scorzonera hispanica	Scorzonera	10—12	2	60	15—20
Artischocke	Cynara Sco lymus	Artischocke	10—12	5—6	5	100
Cardy	Cynara Car dunulus	Card	10—12	5—6	10	75—100
Esdragon	Artemisia Dracunulus	Tarragon	12—14	2—3	5	40—50
Der echte deutsche setzt keinen Samen an, wird am besten durch Teilung od. Steck= linge vermehrt.						
IV. Gänsefuß= gewächse	Chenopodeae					
Wahrer Spinat	Spinacea oleracea	Spinach	5—6	4—5	300	20—25
Gartenmelde	Atriplex hortensis	Orach, No- tel-weed	12—14	1—2	150	30
Mangold	Beta Cicla	Beet white Beet	8—10	4—6	300	25—60 je nach Be- nutzung der Pflanzen.

Deutscher Name	Botanischer Name	Englischer Name	Reimzeit	Reim= dauer	Samen= mengen zu Ar	Pflanz= weiten
			Tage	Jahre	Gramm	cm
Rotrübe (Salatrübe)	Beta vulgaris	Red-Beet	8—10	4—6	60	30—40
V. Ampfer= pflanzen	Polygonaceae					
Sauerampfer	Rumex acetosa	Sor'rel	8—10	3—4	10	30
Rhabarber	Rheum hybridum ectr	Rhubarb	8—10	3—4	5	75—100
VI. Zitien= gewächse	Liliaceae					
Zwiebeln Kusfaat	Allium Cepa	Onion	10—14	2—3	150	8—12
Porree	Allium Porrum	Leek	12—15	2—3	10	25—30
Schnittlauch	Allium Schoenoprasum	Cirves	14—16	1—2	5	15—20
Spargel	Asparagus officinalis	Aspar' agus	30—40	3—4	20	70—100
VII. Kürbis= gewächse	Cucurbitaceae					
Gurke	Cucumis sativus	Cucumber	5—8	6—8	60	60—120
Melone	Cucumis Melo	Melon	5—8	6—8	5	100—150
Wassermelone	Cucurbita Citrullus	Watermelon	5—8	6—8	5	100—150
Kürbis	Cucurbita Pepo	Pumpkin	5—8	6—8	10	300—400
VIII. Dolden= gewächse	Umbelliferae					
Möhre	Daucus Carota	Carrot	10—12	3—4	100	8—10
Sellerie	Apium graveolens	Celeriac	20—30	5—6	5	30—40

Deutscher Name	Botanischer Name	Englischer Name	Keimzeit	Keimdauer	Samenmenge zu Ar	Pflanzweiten
			Tage	Jahre	Gramm	cm
Dill	Anethum graveolens	Dill	8—10	2—3	30	15—20
Kerbel	Anthriscus Cerefolium	Chervil	5—6	1—2	30	5—10
Petersilie	Petroselinum sativum	Pars'ly	15—20	2—3	40	15—20
IX. Baldriangewächse	Valerianeae					
Rabinschen, Korn- od. Feldsalat	Valerianella olitoria	Corn-Salad	12—14	3—4	500	10
X. Nachtschattengewächse	Solaneae					
Eierfrucht	Solanum Melongena	Loze-apple	10—12	4—5	10	80—100
Tomate	Solanum Lycopersicum	Tomate	6—8	4—6	10	40—50
Pfeffer, spanischer	Capsicum annum	Spanisch pepper	8—10	3—4	10	30—40
XI. Lippenblüher	Labiatae					
Bohnenkraut	Satureja hortensis	Beantressel	6—8	3—4	20	15—20
Majoran	Origanum Majorana	Majoram	10—14	2—3	5	20—25
Thymian	Thymus vulgaris	Thyme	12—15	2—3	5	20—25
Basilicum	Ocimum Basilicum	Basil	10—14	4—5	5	20—25
XII. Nachtfenzengewächse	Onagraceae					
Napontika	Oenothera biennis	Tree Primrose	7—10	1—2	20	20
XIII. Portulakpflanzen	Portulacaceae					
		Purslain	8—10	3—4	20	20—25

4. Welches ist die wirtschaftlichste Größe einer Baumwollfarm für Deutsch-Ostafrika?

Aus „Koloniale Zeitschrift“ Nr. 37, 1912.

Nachstehende Angaben haben wir dem unter obigem Thema erschienenen Aufsatz von Paul PenkeI entnommen, da wir für diese gerade bei unseren Ostafrikanern Interesse voraussetzen.

„Der Hauptfehler, welcher bei Anlage der meisten Baumwoll-Plantagen gemacht wurde, liegt darin, daß zu große Flächen für die Bestellung mit Baumwolle ins Programm aufgenommen wurden. Dieser Fehler hat sich oft schwer gerächt.

Die Normalgröße der zu bewirtschaftenden Ackerfläche bestimmt vorläufig die Leistungsfähigkeit eines Dampf- oder Motorpfluges, bis die Viehwirtschaft gesichert ist. Und welche Fläche davon mit Baumwolle bestellt werden kann, hängt ganz ab von der Leuteanzahl, welche in der Pflückzeit mit Bestimmtheit mobil gemacht werden kann, nachdem vorher bei der Platzwahl die wichtigsten Punkte als: geeigneter Boden, gute Arbeiterverhältnisse, billiger Transport zum Seehafen, geeignete Witterungsverhältnisse, Bewässerungsmöglichkeit usw. berücksichtigt worden sind (in ihren Einzelheiten ein großes Kapitel für sich).

Die Erntezeit der Baumwolle erstreckt sich über 2 bis 2¹/₂ Monate. Die Ernte kann jedoch später durch künstliche Bewässerung beliebig bestimmt werden; nur muß vor Eintritt der kleinen Regenzeit abgeerntet sein.

Kinder, Weiber und Männer pflücken erfahrungsgemäß im Durchschnitt 20 Pfd. Rohwolle pro Tag. Beträgt die Ernte ca. einen Ballen pro Hektar, also 1500 Pfd. Rohwolle, so benötigt man in etwa 60 Erntetagen = 1¹/₄ Pflücker p. ha und Tag. Ein Dampf- oder Motorpflug kann erfahrungsgemäß 500 ha bewältigen, doch kommt für Baumwolle des erforderlichen Fruchtwechsels wegen nur die Hälfte in Betracht. Auf Grund dieses Zahlenmaterials ergibt sich als Normale:

500 ha jährlich zu pflügendes Land.	}	250 ha	Vorfrucht (Sesam oder Sojabohnen, Erdnuß, Mais, Hirse, ägyptischer Weizen usw.),
		250 „	Baumwolle,
		250 „	Grünbrache (evtl. zugleich Weideland).
Sa. 750 ha		Landwirtschaft in 3jähriger Rotatin.	
			Rechnet man ferner
		50 „	Wege, Hof, Gebäude, Pflanz- und Versuchsgärten, kleinere Dauerkulturen usw. und noch weitere
		200 „	als im Sinne des Gesetzes für Inventar, Gebäude, Maschinen und andere Werte als kultiviert anzurechnend (70 Rp. Werte = 1 ha Kulturland),

so sind in Sa. 1000 ha im Sinne der Pachtbestimmungen als Kulturland anzuerkennen. Dies gibt ein Anrecht zum käuflichen Erwerb

von 2000 ha. Diese Fläche dürfte als normal für eine Baumwollfarm anzusehen sein. Davon kommen 800 ha für die Bewirtschaftung und 1200 ha für die künftige Erweiterung oder unbearbeitet als Spekulationsterrain in Betracht.

Eine solche Normalfarm ist mit 320 Leuten (Männer, Frauen, Kinder) in vollem geregelterm Betrieb zu halten, und von dieser Anzahl sind vielleicht nur 50 bis 100 Mann als Stamm aus dem Innern anzuwerben, die übrigen möglichst aus der Umgebung zur Arbeit heranzuziehen. Wer das nicht kann, taugt eben nicht zum Farmleiter.

Der Beamtenapparat darf nicht zu groß sein (Affordarbeit ermöglicht eine Einschränkung), damit das Haupterziehungsmoment, die absolut gleichmäßige Behandlung der Neger gewahrt bleibt. Es ist außerdem schwierig, Fachtichtigkeit, Sprachgewandtheit, Gesundheit zugleich in Personen vereinigt zu finden, die auch den Negern in gewissem Sinne sympathisch sind. Einfache Dressur führt im 20. Jahrhundert nicht zum Ziel.

Wer nach Vollendung des Ausbaues seiner Farm ein Weiteres tun will und über die Mittel dazu verfügt, melioriere innerhalb der Normalfläche! Eine Ertragssteigerung von 50 % gilt mehr, als Expansion auf die dreifache Fläche.

Es ist gut, das Höchste zu wollen, um das Mögliche zu erreichen. Aber die Mißerfolge der Großfarmen predigen Mäßigung!

Die Niesenunternehmungen werden, wenn sie überhaupt auf diesem Gebiete lebensfähig sind, organisch aus den Normalbetrieben herauswachsen. Auch der kleine Baumwollfarmer kann bei den eigenartigen Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika erst eine Folgeerscheinung der mittleren Betriebe sein.

5. Ueber Kontrakte in Deutsch-Ostafrika und ihre Verpflichtungen.

Etwas für heimische Direktionen.

(Aus der „Ufambara-Post“).

Die von den heimischen Direktionen mit ihren europäischen Angestellten abgeschlossenen Verträge nehmen zuweilen eine Gestalt an, die man mit Recht als unfair bezeichnen muß. Es ist selbstverständlich, daß sich die betreffende Unternehmung in dem abzuschließenden Vertrage schützen muß. Aber ebenso selbstverständlich muß es sein, daß der andere Teil in gleicher Weise geschützt ist; daß ihm also für seine Verpflichtungen faire Vergünstigungen gegenüberstehen. Und da ist es, wie wir aus einem uns vorgelegten Kontrakt entnehmen, manchmal schlecht für den Angestellten bestellt.

von 2000 ha. Diese Fläche dürfte als normal für eine Baumwollfarm anzusehen sein. Davon kommen 800 ha für die Bewirtschaftung und 1200 ha für die künftige Erweiterung oder unbearbeitet als Spekulationsterrain in Betracht.

Eine solche Normalfarm ist mit 320 Leuten (Männer, Frauen, Kinder) in vollem geregelterm Betrieb zu halten, und von dieser Anzahl sind vielleicht nur 50 bis 100 Mann als Stamm aus dem Innern anzuwerben, die übrigen möglichst aus der Umgebung zur Arbeit heranzuziehen. Wer das nicht kann, taugt eben nicht zum Farmleiter.

Der Beamtenapparat darf nicht zu groß sein (Affordarbeit ermöglicht eine Einschränkung), damit das Haupterziehungsmoment, die absolut gleichmäßige Behandlung der Neger gewahrt bleibt. Es ist außerdem schwierig, Fachtichtigkeit, Sprachgewandtheit, Gesundheit zugleich in Personen vereinigt zu finden, die auch den Negern in gewissem Sinne sympathisch sind. Einfache Dressur führt im 20. Jahrhundert nicht zum Ziel.

Wer nach Vollendung des Ausbaues seiner Farm ein Weiteres tun will und über die Mittel dazu verfügt, melioriere innerhalb der Normalfläche! Eine Ertragssteigerung von 50 % gilt mehr, als Expansion auf die dreifache Fläche.

Es ist gut, das Höchste zu wollen, um das Mögliche zu erreichen. Aber die Mißerfolge der Großfarmen predigen Mäßigung!

Die Pflanzunternehmungen werden, wenn sie überhaupt auf diesem Gebiete lebensfähig sind, organisch aus den Normalbetrieben herauswachsen. Auch der kleine Baumwollfarmer kann bei den eigenartigen Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika erst eine Folgeerscheinung der mittleren Betriebe sein.

5. Ueber Kontrakte in Deutsch-Ostafrika und ihre Verpflichtungen.

Etwas für heimische Direktionen.

(Aus der „Ufambara-Post“).

Die von den heimischen Direktionen mit ihren europäischen Angestellten abgeschlossenen Verträge nehmen zuweilen eine Gestalt an, die man mit Recht als unfair bezeichnen muß. Es ist selbstverständlich, daß sich die betreffende Unternehmung in dem abzuschließenden Vertrage schützen muß. Aber ebenso selbstverständlich muß es sein, daß der andere Teil in gleicher Weise geschützt ist; daß ihm also für seine Verpflichtungen faire Vergünstigungen gegenüberstehen. Und da ist es, wie wir aus einem uns vorgelegten Kontrakt entnehmen, manchmal schlecht für den Angestellten bestellt.

So geht aus dem uns vorliegenden Vertrage (wir haben auch schon andere ähnlich lautende Verträge gesehen) hervor, daß dem Angestellten im Falle eines achttägigen Krankseins das halbe Gehalt gekürzt wird. Wird der arme Teufel aber 8 Wochen krank, dann ist er eo ipso entlassen und bekommt die Rückreise nur in dem Falle bezahlt, wenn er ohne Verzug vom Bett aus sich auf den Dampfer begibt. Hilfreich sei der Mensch! Wenn aber die Krankheit des Beamten durch ein sei es auch noch so kleines Verschulden seinerseits (z. B. zu frühes Aufstehen aus dem Krankenbette oder dergl.) verursacht ist, so fliegt der betreffende Beamte ohne einen Pfennig Vergütung für Gehalt und Heimreise usw. Wir möchten unsere Regierung ganz besonders auf solche Dinge aufmerksam machen, da sie dazu angetan sind, die im Gouvernementsrat bezüglich der Kontrolle der Einwanderung von allen Seiten gestellten Wünsche und Forderungen illusorisch zu machen und geeignet sind, der Entstehung eines weißen Proletariats in der Kolonie Vorschub zu leisten, was durchaus nicht im Interesse der Kolonie liegen würde, wie wohl jedermann zugeben wird. Will nach dem qu. Vertrag der Beamte einen Arzt konsultieren, so muß er erst um Erlaubnis fragen und damit den Nachweis bringen, daß er nicht gesundheitswidrig gelebt hat. Sonst fliegt er wieder und kann Kohlentrimmer-Klasse nach Hause fahren. Die Kohlentrimmer-Klasse bekommt er aber in dem letzteren Falle auch nur dann gezahlt, wenn er unverzüglich den nächsten Dampfer nimmt. Und was da noch sonst an negativen Vergünstigungen in dem Vertrage enthalten sind!

Wir geben diese Dinge wieder mit dem besonderen Wunsche, daß die heimische Presse auf sie mit dem entsprechenden Nachdruck hinweise, damit nicht junge Unkundige, in ihrem stürmischen Verlangen, nach den Kolonien zu kommen, bittere Enttäuschungen erleben. Gerade in einem Lande, das die Möglichkeit des Krankseins in einzelnen Gegenden weit bedeutender in sich birgt als Deutschland, sind Dinge, wie sie in jedem Vertrag stehen, Ungeheuerlichkeiten. Es muß im Interesse des Prestiges der Europäer immer und immer darauf hingewiesen werden, daß eine Einwanderung von Deutschen in Deutsch-Ostafrika nicht nach dem alten, nord-amerikanischen Rezept erfolgen kann, wonach der Betreffende einfach auf gut Glück in das Land wanderte. Der Einwandernde, der besonders wenn er von einer europäischen Unternehmung engagiert ist, keine eigenen Mittel hat, muß sich der Unternehmung gegenüber gut sicher stellen.

Um Mißverständnisse zu verhüten, wollen wir noch hinzufügen, daß es sich bei der erwähnten Unternehmung nicht um eine kaufmännische handelt.

*

*

*

Auch uns sind schon verschiedene Klagen über derartige Kontrakte zugegangen. Gerade jungen Leuten gegenüber, die der afrikanischen Verhältnisse

noch unkundig sind, muß entschieden vermieden werden, Bestimmungen in die Dienstverträge zu setzen, die einer zweideutigen Auslegung fähig sind und dann gelegentlich — z. B. auch bei plötzlich eintretender Mißstimmung (und wo käme das nicht bei Menschen vor, — auch in Afrika?) — als Handhabe benutzt werden, sich eines Beamten kurzer Hand ohne Innehaltung der wichtigsten Bedingungen und Voraussetzung des Vertrages zu entledigen. Will dann der Beamte zu seinem tatsächlichen oder vermeintlichen Rechte kommen, so muß er erst in die Heimat zurückkehren, da er laut Vertrag nur bei einem bestimmtem heimischen Gericht klagen kann. Hierzu hat er aber meistens weder Zeit noch Geld. So wurde einem Beamten, der auf seinem Recht bestand, ruhig von seinem Vorgesetzten geantwortet: „Klagen Sie nur, wir haben ja doch den größeren Geldbeutel!“ und einem anderen, der sich noch im Dienste der Gesellschaft befand, von demselben Vorgesetzten: „Wenn Sie über den strittigen Punkt etwa gerichtliche Entscheidung beantragen sollten, würde das Ihre sofortige Entlassung zur Folge haben!“ — So wenig wie ein Angestellter sich des Kontraktbruchs schuldig machen darf, so wenig sollte von der anderen Seite das Gleiche geschehen; ja es sollte auch nur der Schein vermieden werden, als ob die Leitung einer Gesellschaft sich über Sinn und Geist des Vertrages rücksichtslos hinwegsetze. Jeder einzelne derartiger Fälle — und seien sie noch so selten — macht böses Blut und wirkt dann abschreckend gerade auf die tüchtigsten Leute „die es nicht nötig haben, sich als Kulturdünger verwerten zu lassen.“ Harte Vertragsbedingungen, die in den ersten Zeiten unserer Kolonialwirtschaft gegenüber mancherlei abenteuerlichen Elementen, die sich als Beamte anboten, verständlich und mitunter sogar durch bittere Erfahrung als sehr berechtigt erwiesen waren —, sollten heutzutage nicht mehr vorkommen, dazu ist der Beruf des kolonialwirtschaftlichen Beamten zu ernst und zu schwer.

Die Schriftleitung.



6. Die Feilschwebefähre der Kultur Mij. Pangoongredjo über den Metro-ravyn bei Kepandjen auf Java.

Das Plantagengebiet der Zuckerfabrik Pangoongredjo ist durch verschiedene tiefe Flußeinschnitte auseinandergerissen, von denen namentlich das Tal des Metro-ravyn den Verkehr zwischen der Fabrik und den verschiedenen Feldern störte. Die Entfernung der beiden Uferländer ist verschieden, sie beträgt 290 bis 400 Meter. Die Talränder selbst liegen in nahezu gleicher Höhe.

Um die Nachteile zu beseitigen, die dieses Tal für den Betrieb der Plantage und Fabrik mit sich brachte, gab es zwei Mittel,

noch unkundig sind, muß entschieden vermieden werden, Bestimmungen in die Dienstverträge zu setzen, die einer zweideutigen Auslegung fähig sind und dann gelegentlich — z. B. auch bei plötzlich eintretender Mißstimmung (und wo käme das nicht bei Menschen vor, — auch in Afrika?) — als Handhabe benutzt werden, sich eines Beamten kurzer Hand ohne Innehaltung der wichtigsten Bedingungen und Voraussetzung des Vertrages zu entledigen. Will dann der Beamte zu seinem tatsächlichen oder vermeintlichen Rechte kommen, so muß er erst in die Heimat zurückkehren, da er laut Vertrag nur bei einem bestimmtem heimischen Gericht klagen kann. Hierzu hat er aber meistens weder Zeit noch Geld. So wurde einem Beamten, der auf seinem Recht bestand, ruhig von seinem Vorgesetzten geantwortet: „Klagen Sie nur, wir haben ja doch den größeren Geldbeutel!“ und einem anderen, der sich noch im Dienste der Gesellschaft befand, von demselben Vorgesetzten: „Wenn Sie über den strittigen Punkt etwa gerichtliche Entscheidung beantragen sollten, würde das Ihre sofortige Entlassung zur Folge haben!“ — So wenig wie ein Angestellter sich des Kontraktbruchs schuldig machen darf, so wenig sollte von der anderen Seite das Gleiche geschehen; ja es sollte auch nur der Schein vermieden werden, als ob die Leitung einer Gesellschaft sich über Sinn und Geist des Vertrages rücksichtslos hinwegsetze. Jeder einzelne derartiger Fälle — und seien sie noch so selten — macht böses Blut und wirkt dann abschreckend gerade auf die tüchtigsten Leute „die es nicht nötig haben, sich als Kulturdünger verwerten zu lassen.“ Harte Vertragsbedingungen, die in den ersten Zeiten unserer Kolonialwirtschaft gegenüber mancherlei abenteuerlichen Elementen, die sich als Beamte anboten, verständlich und mitunter sogar durch bittere Erfahrung als sehr berechtigt erwiesen waren —, sollten heutzutage nicht mehr vorkommen, dazu ist der Beruf des kolonialwirtschaftlichen Beamten zu ernst und zu schwer.

Die Schriftleitung.



6. Die Feilschwebefähre der Kultur Mij. Pangoongredjo über den Metro-ravyn bei Kepandjen auf Java.

Das Plantagengebiet der Zuckerfabrik Pangoongredjo ist durch verschiedene tiefe Flußeinschnitte auseinandergerissen, von denen namentlich das Tal des Metro-ravyn den Verkehr zwischen der Fabrik und den verschiedenen Feldern störte. Die Entfernung der beiden Uferländer ist verschieden, sie beträgt 290 bis 400 Meter. Die Talränder selbst liegen in nahezu gleicher Höhe.

Um die Nachteile zu beseitigen, die dieses Tal für den Betrieb der Plantage und Fabrik mit sich brachte, gab es zwei Mittel.

Einmal konnte man den Fluß mit einer festen steinernen oder eisernen Brücke überspannen oder aber eine Schwebefähre einrichten. Die Brücke würde in ihren Anlagekosten, einerlei ob aus Eisen oder Stein hergestellt, sehr teuer gekommen sein und daher alljährlich ein recht beträchtliches Kapital für Verzinsung und Amortisation verlangt haben. Der Betrieb der Brücke d. h. der Verkehr über dieselbe würde dagegen einfach, billig und bequem gewesen sein, wobei die Unterhaltung, namentlich einer steinernen Brücke, kaum Ausgaben verursacht hätte. Für eine eiserne Brücke würde immerhin der in den Tropen im Jahre 1= bis 2mal zu wiederholende Anstrich Unkosten mit sich gebracht haben. Diese Punkte sprechen also mit Ausnahme der hohen Anlagekosten für eine Brücke. Eine solche hätte bei dem breiten Flußthal aber nur mit einigen Pfeilern erbaut werden können und wäre daher ständig durch Hochwasser bedroht gewesen.

Für eine Schwebefähre mit Seilen als Fahrbahn liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Sie ist in der Anlage bedeutend billiger als eine Brücke, verlangt dagegen laufende Betriebsausgaben für die Abwickelung des Verkehrs, indem die Lokomobile Feuerholz und Bedienung braucht und der Betrieb, das Ausschleppen und Abziehen der Wagen Löhne erfordert. Außerdem sind für Unterhaltung und Erneuerung Kosten aufzuwenden. Die Gesamtsumme der Ausgaben für eine maschinell betriebene Schwebefähre wird jedoch in keinem Fall die Höhe der Verzinsungs- und Amortisationsquote einer festen Brücke erreichen. Außerdem können die Tragseile oder die Fahrbahn einer Fähre über das ganze Flußthal frei ohne jede Unterstüzung hinweggespannt werden, so daß irgend eine Bedrohung der Fähre durch Hochwasser ausgeschlossen ist. Schließlich spricht noch der Punkt zu Gunsten der Schwebefähre, daß sie bei etwaiger Verlegung des Betriebes späterhin bequem von einem Punkte zum andern versetzt werden kann und dabei nur geringe Abänderungen nötig hat.

Was die Betriebsicherheit anlangt, so sind beide Transportmittel, die Brücke sowohl wie die Fähre, völlig gleichwertig.

Nach sehr sorgfältiger Erwägung entschloß man sich schließlich für die Wahl des billigeren Mittels, indem man von dem anfänglich bevorzugten Projekt einer festen Brücke abging und die Schwebefähre wählte, mit deren Konstruktion die bekannte Fabrik für Drahtseilbahnanlagen von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig-Gohlis beauftragt wurde.

Anfänglich glaubte man mit einer einfachen Form auszukommen, bei der über das Flußthal herüber ein Tragseil gespannt werden sollte, auf dem nur ein Hängbahnwagen vorgesehen war, der im Pendelverkehr hin- und herfahren und dabei von der einen Seite des Flusses die vollen Zuckerröhrenwagen zur Fabrik herüber bringen und von der anderen Seite die leeren wieder auf das andere Ufer zurückschaffen sollten. Die Leistungsfähigkeit einer Anlage dieser Art wäre beschränkt gewesen und würde der zunehmenden Aus-

dehnung der Plantage nicht entsprochen haben. Die Direktion schloß sich daher bald einem weitergehenden Vorschlag der Firma Bleichert an, nach dem in einem Abstände von 6 Metern zwei starke Stahl-drahtseile quer über den Fluß gespannt werden sollten für den Verkehr von je einem Plattformwagen mit Bleichert'schen vierräd-rigen Laufwerken als Fördermittel für die Zuckerrohrwagen. Beide Wagen sind an einem endlosen Zugseile fest angeschlossen und kommen gleichzeitig in ihren Endstationen an. Sie setzen sich ebenso gleichzeitig von der Endstation aus in Bewegung und fahren auf den beiden Tragsseilen im Pendelverkehr. Es wurde also eine doppelte Seilschwebefähre vorgeschlagen, die offenbar eine größere Leistungsfähigkeit aufweisen mußte als eine einfache Schwebefähre. Trotzdem ist bei der Doppelbahn eine geringere Fahrgewindigkeit möglich, als bei der einfachen Anlage, sodaß alle Betriebsmittel, namentlich aber die Tragsseile geschont werden und die Lokomobile kleiner und billiger gewählt werden kann. Außerdem bietet die Doppelbahn noch den Vorteil, daß das eine Tragsseil unter allen Umständen für das andere eine Reserve bildet, so daß bei etwaigen Störungen der Betrieb nicht aufgehalten wird.

Dieses Projekt hatte so viele Vorzüge, daß sich die Direktion alsbald zu seiner Ausführung entschloß. Die freie Spannweite oder die Entfernung zwischen den Talrändern stand vorläufig mangels genauer Karten noch nicht fest, man wußte nur, daß sie zwischen 100 und 400 Metern betragen würde. Es wurde daher die Be-dingung gestellt, daß die Fähre für eine Spannweite von 400 Metern gebaut werden sollte. Dagegen war es bekannt, daß die Höhenlage der Talränder nahezu horizontal war. Die wirkliche Entfernung der Endstationen ergab sich späterhin bei der Montage zu 364 Meter. In den Endstationen, die als Kopfstationen ausgebildet sind und an beiden Flußrändern stehen, sind die Tragsseile einerseits verankert, andererseits durch schwere Spannungsgewichte gespannt. Durch diese Maßnahme, die auch bei den normalen Bleichert'schen Drahtseilbahnen stets durchgeführt wird, ist die Betriebssicherheit gewährleistet, da eine Ueberbeanspruchung der Tragsseile nicht statt-finden kann; denn bei einer Ueberbelastung der Förderschalen würden die Spannungsgewichte ohne weiteres angehoben werden. Das Zugseil ist endlos und führt in den Stationen um große Zugseilscheiben herum. Sein Antrieb wird durch eine Lokomobile durchgeführt, die durch Vorgelege und Riemen auf die Zugseilscheibe arbeitet. Auch das Zugseil ist durch ein Spannungsgewicht in ständig gleicher Spannung gehalten. An dem Zugseil sind zwei Plattformwagen fest angeschlossen, die mit vierräd-rigen Laufwerken auf dem sehr starken Stahl-drahtseil laufen und pendelnd aufgehängt sind, so daß sie unter allen Umständen eine horizontale Stellung beim Transport der Wagen über den Fluß einnehmen. Die Leistung der Anlage ist so bemessen, daß in der Stunde 20 volle Zuckerrohrwagen zur Fabrik und 20 leere wieder zur Plantage zurückgebracht werden können. Die Zuckerrohr-Transportwagen wiegen pro Stück 900 kg

und fördern eine Maximallast von 80 Pftol = 3600 kg. Demnach beträgt die Nutzlast für die Schwebefähre 4500 kg. Die mit Rohr beladenen Wagen haben eine Länge von 5 m, eine Breite von 2 m und sind 2,3 m über Schienenkante hoch. Dabei steht das häufig krumm gewachsene Rohr auf allen Seiten des Wagens heraus, ein Umstand, auf den bei Bemessung des lichten Profils der Plattformwagen Rücksicht genommen werden mußte. Diese selbst wiegen 1500 kg, so daß die Bruttolast an dem Tragsseil im Höchstfalle ein Gewicht von 6000 kg erreicht.

Der Betrieb erfolgt nun in der Weise, daß die Kleinbahnlokomotiven auf der einen Seite die beladenen Zuckerrohrwagen dicht bis zur Station heranbringen, dann wird die Lokomotive abgekuppelt und geht über eine in 2 m Entfernung von der Station

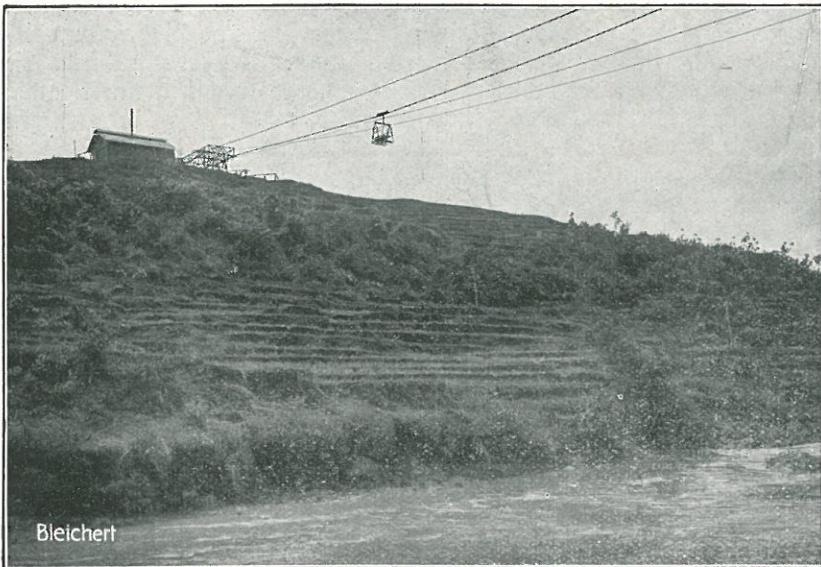


Abb. 1.

verlegte Weiche auf das Beergeleis herüber. Nun schiebt die Bedienung den ersten Zuckerrohrwagen auf die Plattform der Schwebefähre und hält ihn hier durch Einlegen der drehbaren Hemmschuhe fest. Darauf wird die Plattform entriegelt und die Lokomotive in Gang gesetzt, worauf der Wagen mit einer mittleren Geschwindigkeit von etwa 5 m in der Sekunde über das Tal hinüber fährt. Auf der anderen Seite läuft dann die Plattform mit dem beladenen Wagen in die Station ein, wobei die Einläufe so eingerichtet sind, daß ein Rücklaufen des beladenen Wagens oder ein Abstürzen desselben in das tiefe Tal völlig ausgeschlossen ist. Außerdem ist Vorsorge dagegen getroffen, daß durch Unaufmerksamkeit der malyischen Bedienung etwa einmal eine Plattform über den fest-

gesetzten Punkt hinaus in die Station gezogen werden sollte. Für diesen Fall ist eine Ausrückkuppelung im Antriebsvorgelege angeordnet, die durch die einfahrende Plattform ausgerückt wird, so daß die Lokomobile weiterlaufen kann, ohne die Schwebefähre anzutreiben. Dies Hilfsmittel soll jedoch im normalen Betrieb, in dem Stillsetzung der Fähre durch Abstellen der Lokomobile erfolgt, nicht in Anwendung kommen. Der beladene Zuckerrohrwagen wird nun aus der Plattform herausgezogen und an eine Lokomotive auf der Fabrikseite angehängen, während in die angekommene Plattform ein leerer Wagen von der Fabrik aus eingeschoben wird, worauf sich das Spiel wiederholt. Von der einen Seite kommt dabei stets ein voller Wagen herüber, während von der anderen Seite her gleichzeitig ein leerer Wagen hinüber transportiert wird. Die Loko-

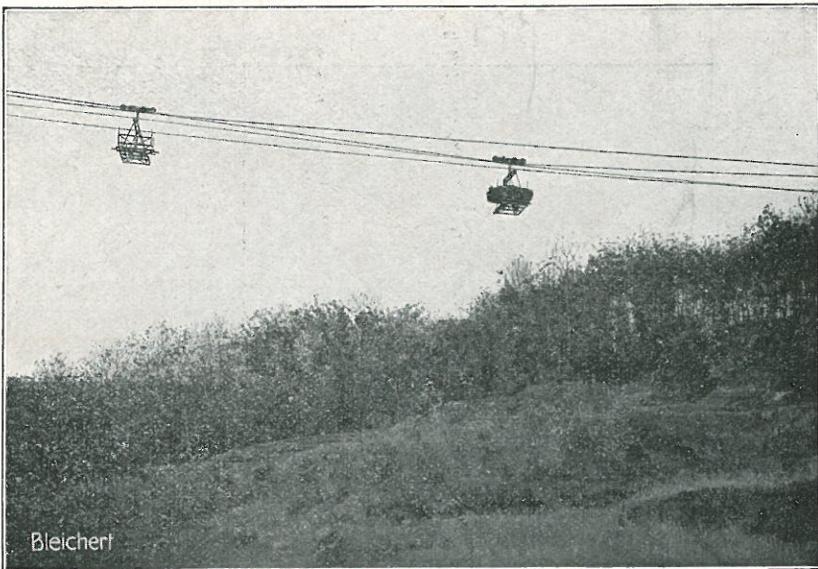


Abb. 2.

mobile leistet hierbei 40 bis 70 PS. Sie wird mit Holz und Zuckerrohrabfällen gefeuert. Als Kessel ist ein Lokomobilkessel verwandt bei stationärer Bauart.

Die Anlage befindet sich in Betrieb in der Regel von 6 bis 8 Uhr vormittags, während welcher Zeit 40 Wagen in jeder Richtung befördert werden, und von 3 bis 6 Uhr nachmittags, in welcher Zeit 70 Wagen zur Fabrik gebracht werden müssen. Gegen etwaige Blitzschäden ist die Anlage dadurch geschützt, daß die eisernen Stationsteile und die Drahtseile durch Kupferleitungen mit dem Wasser des Flusses im Tale verbunden sind, in das man zwei Kupfererdplatten versenkt hat.

Jrgend welche Anstände haben sich bei dem Betrieb der Anlage

während der ganzen vorjährigen Campagne nicht gezeigt, sie hat im Gegenteil alle Erwartungen voll befriedigt.

Auch die Aufstellung der Anlage ist in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit durchgeführt worden, indem der Monteur von Genua am 13. April abreiste und die definitive Betriebsaufnahme am 15. Oktober erfolgte. Zwischen der Monteurabreise und der Betriebsaufnahme liegen also nur 6 Monate, eine Frist, innerhalb der man eine 400 Meter lange Brücke jedenfalls nicht hätte herstellen können, so daß man bei der Wahl einer Brücke während der vorigen Campagne noch mit den früheren Transportschwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

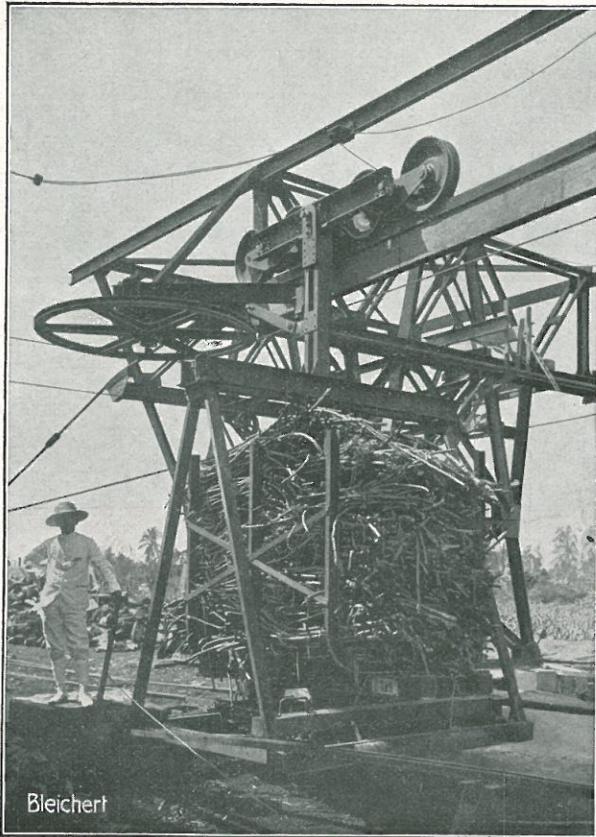


Abb. 3.

Das System der Drahtseilschwebefähre, auf dessen Ausarbeitung und Konstruktion die Firma Adolf Bleichert & Co. in Leipzig eine große Sorgfalt und Liebe verwandt hat, dürfte neu sein. Es sind zwar Schwebefähren über Flüsse mit festen Schienen bekannt, hin und wieder sind auch primitive Fahren ausgeführt, deren Fahrenbahn aus einem einfachen über das Tal hinausgespannten Seil bestand. Aber in der Regel war in diesen Fällen nur eine Förderschale vorhanden, die im Pendelverkehr arbeitete. Doppelschwebefähren mit gegenläufigen doppelten Förderschalen sind dagegen noch nicht ausgeführt worden. Eine Seilschwebefähre für derartig große Nutzlasten, wie sie hier zur Anwendung gelangt ist, dürfte ebenfalls neu sein. Etwas Ähnliches sind ja die Kabelkrane, wie die Firma Adolf Bleichert & Co. einen für die Kolonial-Eisenbahnen in der

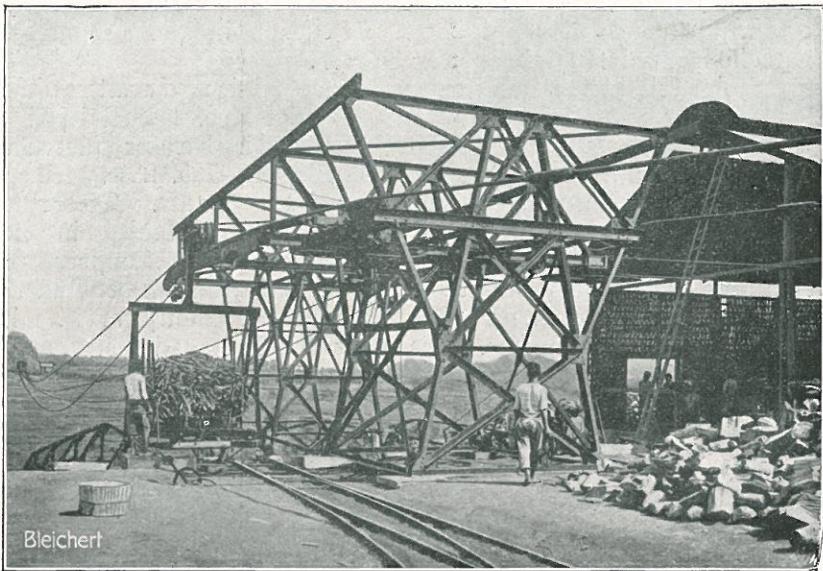


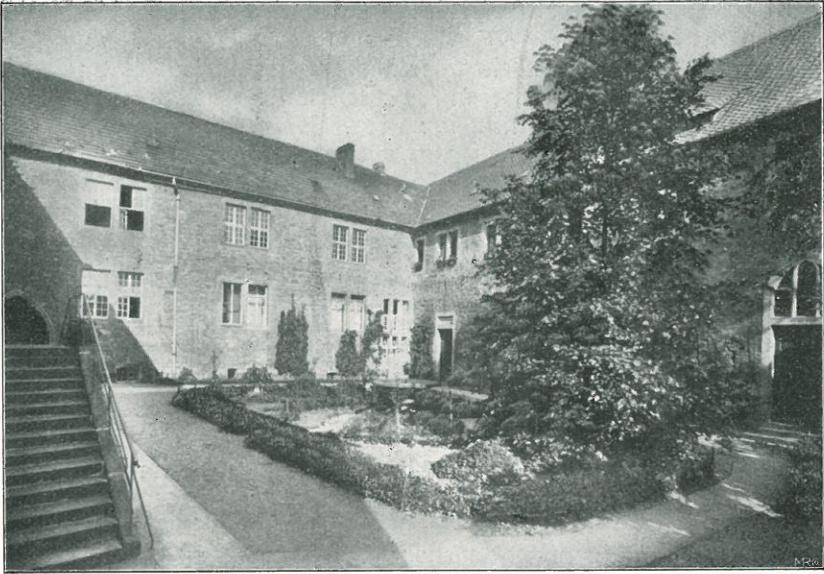
Abb. 4.

Kolonie Surinam ausgeführt hat. Doch besteht der Unterschied mit diesem darin, daß der Kabelkran nicht nur horizontal fördert, sondern auch vertikal heben und senken kann. Die oben genannte bei der Stadt Paramaribo aufgestellte Anlage dient dazu, den Surinamfluß zu überschreiten und auf diese Weise eine Eisenbahnbrücke zu ersetzen. Der Kran nimmt auf der einen Seite die Lasten der ankommenden Eisenbahnwagen auf, transportiert sie, ebenso wie Personen, auf die andere Flußseite und gibt sie hier in die Waggons des Schienennetzes ab. Die Spannweite beträgt 510 m und die Maximallast 5000 kg, während die Maximallast der Schwebefähre in Panggoongredjo 6000 kg beträgt.

Die Banggoongredjo-Fähre ist wegen ihrer großen Einzel-
lasten hervorzuheben. Lange Zeit war die größte Einzellast, die
man mit Drahtseilbahnen transportierte, diejenige für die Prometna-
Kanka in Serbien, wo Baumstämme von 5,5 Tonnen Gewicht an
doppelten zweirädrigen Laufwerken befördert wurden. Späterhin
ging man auch bei schüttbaren Massengütern zu größeren Einzel-
lasten über und transportierte an vierrädrigen Laufwerken Einzel-
lasten bis zu 2,5 Tonnen. Ja neuerdings werden an doppelten
vierrädrigen Laufwerken bei zwei Bahnanlagen in Bosnien und in
Rußland Stämme von 4 Tonnen Nutgewicht an Seilen durch die
Luft transportiert, die eine Länge bis zu 18 m erreichen, und
unter denen sich Blöcke bis zu 1,2 m Durchmesser befinden. Die
neuen Personen-Schwebbahnen auf Aussichtspunkten im Gebirge
transportieren sogar Wagen von 24 Personen im Gesamtgewicht
von 4,2 Tonnen. Aber alle diese, ebenfalls von der Firma Bleichert
erbauten Anlagen übertrifft die Drahtseilbahn in Banggoongredjo
mit 4,5 Tonnen Nutzlast an vier Rädern.

Die beigelegten Abbildungen geben einige charakteristische
Bilder dieser Schwebefähre wieder. So zeigt Abb. 1 das tief ein-
geschnittene Flußtal des Metroflusses und die darüber führende
Schwebefähre mit einem voll beladenen Wagen. Abb. 2 zeigt einen
beladenen und einen leeren Wagen auf der Strecke. Die dritte
Abbildung gibt einen beladenen Wagen beim Einlaufen in die
Station wieder; hierbei ist deutlich das vierrädrige Laufwerk zu
erkennen, an dem die pendelnde Plattform hängt, auf die der Zucker-
rohrwagen aufgeschoben ist. Das Gehänge der Plattform ist mit
dem Zugseil fest verbunden. Die vierte Abbildung zeigt die ganze
Antriebsstation mit dem Lokomobilschuppen.





Innenhof.

V. Innenhof.

1. Die Seele und der Tod.

Von Karl König.

Aus „Deutsche Welt“, Wochenschrift der deutschen Zeitung, Nr. 35, 37, 40.
Berlin 1912.

1.

Es ist gar keine Frage, daß sich's nach dem langen, schweren religiösen Winterschlaf, der über die Seele der Völker und unseres eigenen Volkes gekommen war, allenthalben wieder in der Tiefe zu regen beginnt. Das Eis des materialistischen Winters ist durchbrochen. Ueberall rauschen Frühlingsquellen. Oft freilich sind es nur Märzquellen, d. h. solche, die die Schneeschmelze erzeugt, die also ihre Wasser nur von der Oberfläche her empfangen, aber nicht aus der Tiefe ursprünglicher Quellenlager.

Den Materialismus in seiner rohen Form hat man satt, aber zum Idealismus in starkem und kühnerem Sinne fehlt einem noch der Mut. Man möchte das Stoffliche vergeistigen. Eine materielle Welt, die aus sich selber und ihrer Vernunftlosigkeit im jahr-millionenlangen Zufallsgefchiebe ihrer Atome und im allmählichen

Zusammenballen ihrer Moleküle so nebenbei und ohne allen zielstrebenden Willen das Wunder dieser Welt mit all ihrer Fülle von Geist, Liebe, Schönheit geboren haben soll, wird einem denn doch eine zu arge Zumutung an den Verstand und an den „Glauben“. Dennoch aber mangelt einem der Mut, sich entschlossen und tapfer auf die andere Seite zu stellen und im Geist den Schöpfer, in der Welt aber das Mittel des Schöpfergeistes zu schauen, wodurch er seine unendlichen Kräfte entfaltet, realisiert und im Werdeprozeß des Alls zur Erscheinung bringt. Denn so erst wird das Drinnen ein Draußen, und die ewige Verborgenheit des Ichs gewinnt ihre Offenbarung am Du der Tat, der Schöpfung, der Arbeit, der Welt.

Fehlt einem aber der Mut, das Ganze der Welt als Geistgeburt, voll von schmerzlichen Wehen und voll von starken Seligkeiten, zu empfinden, so findet man vollends nicht die Kraft zur Selbstbehauptung und höchsten Selbstschätzung des in uns Person gewordenen Geistes. Man läßt ihn im Nichts oder im All untergehen, was ungefähr dasselbe ist. Jedenfalls zieht man das Versinken des charakterisierten Einzelgeistes ins Allgemeine seiner schöpferischen Bestimmtheit zu etwas Besonderem vor, erweist damit weder dem All noch sich selber irgend einen Dienst und behält trotz aller Sehnsucht nach einem letzten Wert und endgültigen Sinn des Lebens schließlich ein leeres Nichts in den ausgestreckten Händen.

Aber die Sehnsucht nach einer stärkeren Ueberwindung des Todes stirbt damit nicht in der Seele aus. Es ist ganz seltsam, wie mitten in unserer entkirchlichten Zeit gerade Ostern immer wieder die Kirchen füllt. Schließlich wollen die Menschen da doch nicht nur etwas vom Frühling hören, von neuen Blüten, Farben und drängendem Leben. Davon redet ja die Schöpfung selber viel stärker und gewaltiger, als es die schönsten Worte zu sagen vermögen. Die Sache scheint psychologisch vielmehr so zu liegen, daß gerade das in jedem Frühling neu erwachende Lebensgefühl nur um so mächtiger gegen seinen Widerpart, den Tod, anbrandet. Mit dem Tode muß ja jede tiefere Seele schließlich ihren entscheidenden Kampf ausfechten. Und wie sie ihn aussieht und mit Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit fertig wird, daran hängt letzten Endes die ganze Welt-, Lebens- und Selbstanschauung.

2.

Aber können denn wir modernen, wissenschaftlich, naturwissenschaftlich geschulten Menschen in irgend einem ideellen Sinne mit dem Tode fertig werden? Müssen wir nicht wenigstens auf alles Individuelle verzichten, und ist nicht ebendas die Forderung auch jeder ernstern Frömmigkeit? Denn schließlich hat sich doch alle wahre Frömmigkeit mit dem Nazarener still ins Unvermeidliche zu fügen: „Dein Wille und nicht der meine gesch ehe!“ Gewiß wir haben uns zu fügen, aber die Frage ist nur die, wo wir den göttlichen Willen finden, dem wir uns zu fügen haben.

Finden wir ihn im materiellen und wissenschaftlich kontrollierbaren Augenschein oder in jenen ideellen Zurufen, Zusagen, Vernunft- und Gemütsforderungen der Innenwelt? Jedenfalls hat der Nazarener gerade an diesem Punkte nicht verzichtet, sondern die Gewißheit der Innenwelt gegen den Augenschein gestellt, und der reise Goethe erklärt kurzweg: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiö'se Zusagen bauen.“

Das sollte einem doch zu denken geben! Es ist ja begreiflich, daß viele fromme Gemüther gerade in dem Entschluß, sich still ins Unermeidliche des Todes zu fügen, die größte Tat ihrer alles hingebenden, auf alles verzichtenden Frömmigkeit sehen. Sie wollen für das Leben, wie es auch war, dankbar sein und nichts weiter von Gott fordern. Und es liegt uns völlig fern, diese Resignation zu tadeln und religiös niedrig einzuschätzen. Aber sobald wir nach den Gründen fragen, die hinter dieser Verzichtleistung stehen, so entpuppt sie sich uns als eine Halbheit, die wir*) einfach nicht mitmachen können. Denn schließlich fühlt man sich doch nur deshalb zu dieser Resignation veranlaßt, weil es für eine Fortexistenz unseres geistigen Wesens keinerlei „Beweise“ gibt. Man wagt also nicht zu — glauben, weil hier nichts zu — beweisen ist. Und selbstverständlich ist hier nichts zu „beweisen“; es sei denn dies, daß man mit Kant beweist, daß es weder für noch gegen die Unsterblichkeit Beweise gibt.

3.

Aber wenn man wegen mangelnder Beweise an diesem Punkte auf Glauben und Ueberzeugtsein verzichten müßte, dann wäre die unausweichliche Konsequenz die, daß man auf alles Seelische verzichten müßte, was jenseits von Wissen und Beweisen läge. Und wer möchte das tun? Wer könnte das tun? Er müßte ja auf alles Tiefere und Innerliche unserer Geistigkeit verzichten. Denn alles, was dem Lebenswillen und Gemüte entspringt, ist und bleibt seinem Wesen nach irrational. Weder für das Religiöse, noch für das Moralische, noch für das Aesthetische sind zwingende Beweise beizubringen. Entweder sind und bleiben nun alle tiefsten Willens- und Gemütsforderungen des Menschen bunte Illusionen, die der listige Schöpfungs- und Lebensprozeß in uns lediglich zu dem Zwecke gebiert, um uns aus irgend einem verborgenen Grunde so lange als möglich am Leben festzuhalten, oder aber es steckt gerade in diesen „Illusionen“ die letzte und tiefste Wahrheit unseres und des Weltwesens selber.

*) „Wir“? — wer? Hier ist wieder einmal Anlaß, in Erinnerung zu bringen, daß in den Leitaufgaben der „Deutschen Welt“ deutschgesinnter Mitarbeiter von Anfang an möglichst freie Aussprache ihrer Persönlichkeit gestattet wurde. Auf die Meinung des Herausgebers und der Redaktion dürfen daraus nicht ohne weiteres Schlüsse gezogen werden.

Weder das eine noch das andere läßt sich „beweisen“, und es soll auch gar nicht bewiesen werden können! Hier soll ein jeder selbst heran. Kein Schulmeister soll uns Gott, Frömmigkeit, Lauterkeit, Schönheit, Unsterblichkeit wie Rechenexempel anbeweisen und aufzwingen können. All dieses innere Leben und Erleben der Seele, all diese tiefste Selbstklarheit und Selbsteinschätzung des Geistes soll des Geistes eigenste, freiste und höchste Tat sein. In all diesen seelischen Angelegenheiten handelt es sich um Empfindungs- und Gefühlsurteile, um persönlichste Willensentscheidungen, um den Sinn und Geschmack der Seele für die innersten Werte, die verborgenen Tendenzen und treibenden Kräfte im All und in der Seele. Das alles liegt jenseits vom Messen, Wägen und Zählen und kann auf seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit weder durch das Messer des Anatomen noch durch die Retorte des Naturforschers geprüft werden. Aber die Imponderabilien sind, auch wenn sie Imponderabilien sind! Das Unwägbare ist, auch wenn es unwägbare ist. Und es gibt eine Wage, auf der es gewogen werden kann und von uns allen gewogen wird: die Wage des Gefühls, die alle unsichtbaren Dinge wägt, allen Glauben, alles Lieben, alles Hoffen, alles Gute, Wahre und Schöne! Und wenn man Goethe bitten würde, sie mit einem Wort und einer Inschrift zu zieren, so würde er sagen: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!“

Wahr im Reiche der Seele ist, was mir Kraft gibt und Willen, was mich lauter macht und groß, was mir die Liebeskraft gegenüber Gott und Welt verstärkt und mein Witterungsvermögen für den Seelengehalt, die seelische Tiefe, das seelische Wesen des Alls erhöht. Und wir wußten nichts, was an all diesen Punkten fruchtbarer auf unsere Seele und ihre Energien wirkte, als eben der Glaube der Seele an sich selbst und ihre Unvergänglichkeit. Und wie könnte denn eine Seele an sich selber glauben, es sei denn, sie halte sich für ein Wesentliches und nicht für ein Unwesentliches, sie halte sich für ein Sein und nicht für ein Schein, für eine Substanz und nicht für ein Attribut!

Indessen wenn es sich bei alledem nur um Glauben handelt, und wenn alle „Beweise“ ein für allemal ausgeschlossen sind, dann wäre es möglich, daß mancher aus unserem geistig so ungeschulten Geschlechte den Einwurf machte: „Wo nichts zu beweisen ist, hat man sich des Rechtes der Weiterrede begeben.“ Gerade als ob es nur eine Rede von Kopf zu Kopf, von Logik zu Logik, und nicht auch eine solche von Herz zu Herz, von Seele zu Seele, von Gefühl zu Gefühl, von Willen zum Willen gäbe! Wie redet denn der Musiker, der Künstler, der Dichter, der Feldherr, der Religiosus? Wir haben uns doch wahrlich die wunderbaren Ausdrucksmittel unserer Seele und haben uns doch wahrlich unsere liebe deutsche Sprache nicht nur für die Uebermittlung von Wissenschaftlichkeiten und Beweisbarkeiten ausgebildet. Wir wollen auch allem Innersten und Tiefsten Ausdruck geben. Was uns im Willen glüht, das

wollen wir in anderen entzünden. Was uns das Herz beseligt, das wollen wir weitergeben. Was die Seele geschaut und gedichtet, wie sie Gott und Mensch, Ich und All, Leben und Tod zusammensah, das will sie hineinmalen und hineindichten, in die Seelen der anderen, um sich selbst zu klären an ihnen und ihnen wiederum zur Klarheit zu helfen. Und kann sie dabei auch nicht auf „Beweise“ pochen, so kann sie doch ihrem Gefühl, ihrem Willen, ihrer Vernunft die Gründe entnehmen, durch die sie gezwungen wird, eben so und nicht anders zu fühlen, zu wollen, zu denken. Denn ein wirklicher Glaube ist doch nicht etwas in der Luft Hängendes, sondern etwas genau so gut, nur anders Begründetes, wie der sauberste logische Schluß. Gründet sich der auf die Logik, so gründet der Glaube sich auf die Forderungen unseres Gefühls, unseres Lebenswillens, unserer auf einen Sinn und Wert des Lebens eingestellten Vernunft.

II.

Ein Lebenswille, der nicht auf das einzelne geht und nicht von heute auf morgen lebt, sondern seiner selbst in der Tiefe inne wird und das Leben in seiner Ganzheit umspannt, braucht, um gespannt zu bleiben, einen Sinn und Wert des Lebens selber. Er fordert, daß mit seinem Schaffen etwas gefruchtet werde. Es ist ihm unerträglich, daß er mit all seinen Mühen und edelsten Zielsetzungen nur seiner Selbstvernichtung dienen soll. Das „Nein“ ist nie das Ziel des Willens. Jeder wirkliche Wille geht auf ein schöpferisches „Ja“ hinaus. Nicht Weltentod erlöst den Willen. Nur in sich steigenden Weltgeburten findet der Wille seine positive Seligkeit. Wir lehnen den Pessimismus, den Todesglauben ab, weil wir vom „Nein,“ nicht leben und unter dem negativen Ziel nicht schaffen können. Am Nein erstirbt der Wille.

Nun bedeutet aber der Lebensprozeß auf dieser Erdkugel, sieht man ihn von außen an, tatsächlich nichts als ein radikales „Nein“. Er lebt und stirbt mit der Erde selbst — nein, nicht mit der Erde selbst, sondern mit der Form der Erde. Denn die Erde als Materie bleibt, auch wenn sie in die Sonne sinkt. Kein Atom von ihr geht verloren. Es kann kein Sandkorn und kein Etwas in in das Nichts hüpfen. Nur jenes Rätsel aller Rätsel, das als „Leben“ sich mit Schöpferkraft auf die materielle Welt stürzt und aus ihr Gras, Blumen Tiere und uns selber baut, das als „Geist“ aus unseren Augen blüht und aus jeder Kreatur uns wieder grüßt, das alle Wunder hier vollbringt und unter unendlichen Wonnen und Wehen vom Einzeller über den Höhlenmenschen bis zu Jesus, Goethe, Kant und Bismarck aufgestiegen ist, das selbst mit diesen Großen sich selber noch keinen Frieden gibt und in jenen Größten so wenig mit sich selbst zufrieden war, daß es gerade in ihren Seelen die Ewigkeit forderte wie eine Selbstverständlichkeit — dies große Geheimnis der Welt, das mein eigenstes Geheimnis und meines Daseins Glanz und Würde ist, das zerfließt in — nichts!

Aber jedes Stoffteilchen bleibt und tanzt im ewigen Rhythmus weiter. —

Es ist eine wunderliche Sache! Der Glaube an die Ewigkeit des Atoms leuchtet dem dümmsten Geiste ein, aber an die Ewigkeit ihrer selbst zu glauben, macht selbst erlauchten Geistern die größte Mühe und Sorge, und immer steht ein skeptisches Lächeln irgendwo.

2.

Nun läßt sich aber von keinem ernstern Geiste das Suchen nach einem endgültigen Sinn unseres Lebens und Schaffens unterdrücken. Und wer mit allerhand „Vorläufigkeiten“ nicht zu trösten ist, muß einfach zugeben, daß auf der äußeren Linie der Entwicklung kein Sinn zu finden ist; einfach, weil sie zu Ende, und weil auch das Leben mit ihr zu Ende geht. Und dann ist alles Geistige, was hienieden war, von außen gesehen, als wäre es nie gewesen.

Will man dennoch einen Sinn des Lebens, weil man ihn braucht, und weil es Unsinn ist, im Einzelfall von Minute zu Minute an eine Sinnbewegung unseres Handelns zu glauben, vom Ganzen des Geschehens aber die Sinnlosigkeit anzunehmen, so muß man diesen Sinn auf der Innenlinie suchen und zu finden wissen. Steht am Ende der Außenlinie ein unerbitterliches „Nein“, so kann das „Ja“ der Schöpfung nur auf der Innenlinie, d. h. in uns selber gefunden werden. Eine Selbstverständlichkeit für den, dem alles Neußere nur das Mittel des Geistes ist und geworden ist.

Alles Neußere, was es auch sei, ist Mittel und nichts als Mittel für den Geist. Weil es nichts anderes sein soll, deshalb zerstört die Schöpfung auch alles und jedes Menschenwerk. Was Rembrandt schuf und Prokriteles leistete, was Zwerge oder Giganten auch gebären mögen unerbittlich fordert die Erde es wieder. Es handelt sich der Schöpfung nicht um die Mittel, sondern um den Geist, nicht um das Werk, sondern um den Wirkenden; sie will den Goethe haben und nicht den „Faust“, den Luther und nicht seine Schriften. Und wenn sie den „Faust“ haben will und die „Freiheit eines Christenmenschen“, so will sie all diese Werke nur als die Mittel, um neue und vertieftere Geistigkeit in tausend Geistern zu erwecken. Die Schöpfung ist keine Bibliothek und kein Museum, sondern ein werdendes Geisterreich. Und eben deshalb schiebt sie den Wurm in alle Bibliotheken und den Todesfraß in alle Museen, und zuletzt verschlingt sie die Erde selbst, auf das es offenbar werde, daß ihre Ziele im Inneren und Unsichtbaren liegen und nicht im Sichtbaren und Neußeren.

Das Neußere ist das Mittel, der Geist aber ist der Zweck, und die Mutter Erde hat nur den einen Zweck, daß Geister von ihr entbunden werden.

3.

Indessen hier ist der Punkt, wo gerade die schaffenden Geister unserem Geist in den Arm fallen und sagen werden: Diese völlige Entwertung des Aeußeren um des Inneren, des Werkes um des Wirkenden, der Mittel um der Geister willen, ist ja tödlich für alle wahre, volle Schaffensfreude. Wer nicht sein Werk, sondern nur sich selber will, kommt nie zu wahren Wirken.

Ob das richtig ist? Uns scheint, man kann den letzten Satz umkehren und hat dann auch eine Wahrheit in der Hand: Wer nur sein Werk will und nicht sich selber, kommt nie zu wahren Wirken! Denn alles gesunde, edle, reine Wirken besteht ja eben darin, daß es nicht als gewissenhaftester Ausdruck meiner Innenwelt, Formbewegung meiner Innenwelt am Material der Außenwelt ist oder doch zu sein bemüht ist, Ich muß mich selber wollen in meinem Werke, nichts als mich selber, darf um meiner selbst und meines Werkes willen keinen feinen außerhalb meines Werkes liegenden Gedanken an Ruhm, Ehre, Lohn einfließen lassen, solange ich bei der Arbeit und im Wirken bin. Ich muß mich ganz verlieren an mein Werk, mich ganz und gar vergessen. Dies aber nicht deshalb, daß ich nun ausgeschaltet wäre, sondern daß ich vielmehr ganz und gar in meiner Sache bin und lebe, sie ganz in mir lebt, und Stoff und Geist sich vermählen zur Einheit. Dann und nur dann erfüllt sich mitten in meinem Wirken das Jesuwort an mir: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden.“ Je sachlicher ich arbeite, um so persönlicher werde ich selbst. Und der Sinn aller meiner Arbeit liegt eben darin, daß ich das werde, daß ich mich finde, daß ich mich selber gestalte.

4.

Indessen wäre es denn nicht einfacher, ich ließe die Außenwelt und alles Außenwerk auf sich beruhen und zöge mich auf mich selbst zurück? Dreht es sich nur um die Innenwelt als den einzigen Zweck und Sinn und Wert des Lebens, wozu dann diese ewige Reibung mit der Außenwelt? Mag sie doch laufen, wie sie will, wenn nur mein Inwendiges reich und sauber ist!

Mit anderen Worten: Fällt denn durch unsere ausschließliche Betonung des Innenwertes nicht ein so übermächtiger Akzent auf das innere Schaffen und die Selbstgestaltung, daß dadurch alles äußere Schaffen und alle Weltgestaltung notwendig geschädigt, entwertet und lahmgelagt werden muß? Sind denn die Klöster und Einsiedlerzellen nicht hinreichende Warnungstafeln vor diesem Wege?

Gewiß, das sind sie! Aber zunächst sind wir versucht, zu sagen, daß diesem unseren hastenden, jagenden, von Arbeit zu Genuß und von Genuß zur Arbeit weitergepeitschten Geschlecht ein wenig Möncherei und Einsiedlei in der Form stiller Einkehr in sich selbst sicher kein Schaden wäre. Man soll nicht nur arbeiten, sondern auch Zeit gewinnen, zu bedenken, wo der Sinn, Wert und

Gehalt der Arbeit letzten Endes ruht. Sagen wir aber, der ruht und kann zuletzt nur in uns selber ruhen, so sprechen wir damit keineswegs gegen, sondern für die Arbeit und ihre Notwendigkeit.

Wo wurzelte denn Luther, und wo Goethe? Beide in jenen Tiefen des Seins, in der raum- und zeitlosen Ewigkeit, als deren Söhne sie sich fühlten. Und doch riefen sie den Menschen aus Einsiedelei und Ländelei mit schönen, frommen Gefühlen hart heraus und hinein ins Arbeiten, Kämpfen, Leiden und Ueberwinden. Goethe sagt zu Eckermann: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Das Wesen des Geistes selber ist ihm also „Tätigkeit“ und nicht passives Stillesein. Und in der That ist Geist niemals in völliger Windstille zu denken. Er ist immer in sich bewegt, er will immer auf Fülle hinaus und nicht auf Leere, Tod und Nichts. Er will — ja, was ist sein tiefstes Wollen? Wir glauben doch, er selber ist der Inhalt seines tiefsten Wollens! Er will sich selber verwirklichen, seiner habhaft und gewiß werden. Und er kann es nur werden — durch die That!

Wirke, nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken!

5.

Es gibt keinen Weg des Geistes zu sich selber an der Arbeit vorbei, es gibt nur einen durch die Arbeit hindurch. Nur an der Umwelt kann die Innenwelt sich formen, nur an der Materie der Geist sich selber gegenüberkommen und aus der Idee heraus und zur Wirklichkeit und Selbstsicherheit hingelangen. Und deshalb gebar der göttliche Geist in Wehen und Nöten die Materie, und deshalb gebären wir uns selber als Geister, Charaktere und Persönlichkeiten im Kampf mit dem widerstrebenden Material der Außenwelt. Und sobald wir nur den Versuch machen, hier auszuweichen und uns auf uns selbst zurückzuziehen, so weicht schon die frohe, starke Selbstgewißheit dem Selbstbetrüge, die Ländelei dem ruhigen, sachlichen Ernst, die Selbstvergötterung der Selbstkritik. An die Stelle der wirklichen Tugend, des wirklichen Taugens, des aus der Probe hervorgegangenen Bewußtseins der Kraft tritt ein erdachtes, gemachtes, niemals seiner selbst gewisses Scheinleben. Weich und verträumt, verschwommen und ohne klare Züge, leicht in Fäulnis und verzehrende Sehnsucht sinkend. Immer auf das eigene Selbst bedacht, aber es pflegend und hegend und verpäppelnd, wie eine törichte Mutter ihr Kind. Dann kommt der Sturmwind und weht es über den Haufen.

6.

Das Selbst soll wachsen, es dreht sich alles um die Seele, aber sie kann nicht an der Arbeit, dem Schicksal und Weltwiderspruch vorbei, sie muß durch das alles hindurchwachsen. Arbeiten, ringen, überwinden! Ohne Geburtswehen wird keine feeltliche Selbstgewißheit geboren. Ohne den Widerspruch der Materie kann der Geist nie zu sich selbst kommen.

Je mehr aber der Geist auf diesem Wege zu sich selbst gelangt, um so mehr verlangt er auch danach, daß in seinem Selbst ein Wesenhaftes sich gestalte; ein Sein, wofür es sich lohnt, zu wirken; kein Schein, der verfliegt, sobald der kleine Herzmuskel ausgeschlagen hat.

Froh seines Wirkens wird unser Geist erst dann, wenn er einen letzten Sinn und Wert seines Wirkens gefunden hat. Er kann diesen Sinn nur finden in dem Wachstum seiner selbst, das die schönste Frucht alles redlichen und tapferen Wirkens ist. Aber dieses beglückende Wachstum in der Innenwelt hat selber nur dann einen vollen Sinn, wenn es als charakterisierter, aus dem Allgemeingeist herausgearbeiteter Geist dem Tode überlegen ist und weiterwirkt in Ewigkeit.

Alles Werk kann fallen und muß fallen, weil es stets nur Station und Durchgangspunkt des Wirkenden auf dem Wege zu sich selber ist. Aber der Wirkende muß bleiben, und der Weg muß bleiben; es bleibt der Geist, und es bleibt die Materie, die des Geistes Mittel und Weg ist.

7.

Ist das nun wirklich eine Geringswertung der Arbeit? Wir glauben, nein! und wissen genau, was die Arbeit für uns bedeutet. Es ist eine geheimnisvolle Güte, die uns nur durch Arbeit zu uns selber und zur Befriedigung gelangen läßt; sie jagt uns aus allem unfruchtbaren Grübeln auf; sie scheucht uns immer wie von uns selber weg und ruft uns aus allem Wirrsal der Gedanken in die Helligkeit der Arbeit, und in den täglichen Sinn der Pflichtverfettungen und Aufgaben. Es gibt kaum etwas Irdisches, das unserer Seele so gut aus allen Verstimmtheiten heraushilft als mit redlichem Schaffen wohlausgefüllte Tage. Auch glaubt man wohl nie leichter an einen verborgenen Sinn im Ganzen des Geschehens, als wenn man Tag um Tag sein Leben mit Sinn und Zweck durch ernste Arbeit füllt.

Aber freilich, wer wüßte nicht, wie auch mitten in der Arbeit das Gefühl der Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit uns doppelt weh überfallen und alles Schaffen in Nacht und Nebel tauchen kann? Es braucht ja nur der Erfolg einem auszubleiben und wieder und wieder an einem vorbeizugehen, es brauchen nur die mit der Arbeit verbundenen Hoffnungen fehlzuschlagen, dann sinken einem die Arme schlaff hernieder, und bleierne Fragen lasten grau und schwer

auf unserer Seele. Ach Gott, was soll das alles? Da müht man sich und quält man sich und hält sich wohl gar für unerseßlich, und über ein kleines Weilchen, da führt ein anderer die Feder, ein anderer den Hobel, ein anderer das Regierungsrad — am Ende ist alles nur eine ewige Wiederkehr, rundum und weiter nichts!

Gerade aber wenn das Leben so in einem auf den Gefrierpunkt, den Nullpunkt sinken will, bäumt sich mit tödlicher Sicherheit ein seltsames Etwas meh und heiß im Herzen auf. Das Leben selber ist es, der Hunger nach Sinn und Licht und Ewigkeit! Die Seele bäumt sich auf wider das Nichts. Das unzerstörbare Sinn- und Lebensgefühl in uns kann keinen Bund mit dem Nichts und der Sinnlosigkeit schließen. Das mag der kalte, der vom Leben abgeirrte Gedanke tun — und wie oft irrt der Gedanke vom Leben selber ab! — die Seele aber kann sich selber und das Leben und das All gar nicht begreifen, wenn all ihr Wirken, Mühen, Ringen und gerade das Mühen, Ringen, Streben, das nicht geistige Selbstverzettlung ist und noch viel weniger einem sich selbst aufhebenden Sinnengenusse gilt, sondern seelische Zusammenfassung und Kristallisation zum Charakter bedeutet, im Schlund des Todes und des Nichts sein sinnloses Ende haben soll.

Gerade in der Arbeit, der ernstesten, pflichtmäßigen, steckt ja viel mehr als äußere Arbeitsleistung. Lebendige Seele, arbeitende, sich selbst bildende, in Selbstzucht Pflicht und Liebe sich übende Seele ist ihr innerstes Wesen. Und je mehr sich eine Seele inmitten ihrer Arbeit über sich selbst bewußt wird, um so mehr beginnt naturgemäß in ihr ein Sehnen, das über die tägliche kleine Arbeit hinaus und auf ein großes Reich der Zwecke, über die schnell verfliegende Erdenzeit hinaus auf ein Reich des ewigen Wirkens geht.

8.

Und nun fragen wir, wenn nicht einmal die Arbeit die Sehnsucht eines Menschenherzens wirklich stillen kann, was soll es dann hinieden tun? Gewiß, die Erde bietet uns viel Schönes, Liebes, Herzerquickendes, und wir wären die letzten, die nicht mit dankbaren Händen all dies empfangen. Aber geht nicht trotz allem und allem ein Heimweh durch die Tiefen unserer Seele? Wandelt bei allen großen und reinen Freuden, die uns das Leben schenkt, nicht dennoch etwas wie ein Schatten neben uns her? Wischt sich's nicht wie ein leiser Ruf aus weiter Ferne und wie ein zitternder Klage-laut in unsere Freudenlieder? Hört auf das deutsche Volkslied hin! Was heute blüht, ist morgen verwelkt! Was heute jubelt, ist morgen tot! Schattenhaft wandelt neben uns die Vergänglichkeit. Immer wieder fühlen wir plötzlich ihren Händedruck.

Aber warum erschauern wir darunter? Was fröstelt es uns plötzlich mitten im Sonnenschein? Dies ist es: die Menschenseele kann es nicht fassen, daß das Lied von den fallenden Blättern und welkenden Rosen und erlöschenden Lichtern das Lied ihres eigenen

Wesens sei. Mitten im Wechsel hungert sie nach einem Bleibenden, mitten im Vergänglichlichen nach ihrer eigenen Unvergänglichkeit!

Und nun schließen wir für diesmal und sagen: Wer dieses Sehnen kennt — und wer kennt es nicht? — der vertraue sich ihm stark und zuversichtlich an. Es ist unserer Natur gemäß, und wir sollen die tiefsten Triebe unseres Wesens nicht vergewaltigen. Es tue jeder tapfer und treu seine Pflicht, die der Tag ihm reicht, aber er habe auch den Mut, dem innersten Ruf zu folgen, der ihn zu ewigen Fernen ruft. Man sei dankbar in der Freude und ein Held im Leide, aber man fühle auch, daß ein ewiger Sinn sich an uns auswirken und uns selber auf die Ewigkeit hinführen will.

Es ist Unnatur, sich diesem Zuge unserer Seele entziehen zu wollen. Nicht umsonst ist der Bogen unseres Lebens gespannt zwischen den unergründlichen Rätseln der Geburt und des Grabes. Verzweiflung und Resignation entspannen den Bogen. Der Glaube aber spannt ihn bis zum letzten Moment, und greift der Tod nach unserem Herzen, so fliegt des Bogens letzter Pfeil ins Land der Ewigkeit. „Der Mensch — wir sagen es noch einmal mit Goethe — soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen“.

III.

Wir haben bisher in der Hauptsache vom Willen zum Willen, vom Gefühl zum Gefühl gesprochen, weil all das, was hier in Frage steht, in den letzten Gefühls- und Willensgründen der Seele wurzelt und jedem „Beweise“ ein- für allemal entzogen ist. Nun aber wollen wir uns den Vernunft-Gründen zuwenden, die die Ewigkeit des persongewordenen Geistes zu einer seelischen Forderung machen.

Es gibt nur eine Theorie, die, wie alle Dinge, so auch die letzten und ernstesten Fragen der Seele zu einer Bagatelle herabsetzt. Das ist die Theorie des Materialismus. Ihm ist der Geist die Ausschüfung des Materiellen, der Duft der Blume, in jedem Falle die Begleiterscheinung der Atombewegungen und nichts weiter. Der Geist ist für den Materialisten eine Funktion, eine Betätigungsweise des Stoffes. Stellt der Stoff seine Tätigkeit ein, so ist der Geist dahin!

Das ist gewiß die bequemste Methode, mit den letzten Daseinsfragen fertig zu werden. Das Wunderliche ist nur, daß alles echte Menschenleben genau in der Umkehrung dieser Theorie verläuft. Denn die Materie ist dem Geiste durchaus nicht übergeordnet, wie die Substanz ihrer Funktion; es wirft sich vielmehr der Geist kraft Eigenwillens zum Herrn der Materie auf und ringt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darum, die materielle Körperwelt solange zu seinem Werkzeuge und seinem Diener zu machen, als er selber in ihr haust. Ja, die „Betätigungsweise“ dieser selbsttätigen Materie, d. h. der „Geist“ geht so weit in seiner Berselbständigung, daß er sich in allen anständigen und vornehmen

Naturen zum Maße und Herrn aller Dinge macht und der Materie die Selbsttätigkeit nicht nur beschränkt, sondern sie selber samt ihrer Selbsttätigkeit opfert, sobald es seine höher liegenden Interessen verlangen. Seltsamste aller Funktionen, die ihre Substanz zu opfern vermag und opfert! Und törichtste aller Substanzen, die von ihrer Funktion sich derartiges gefallen läßt! Jesus am Kreuz, Guß und Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen, jeder Soldat, der dem Vaterlande fällt, jeder Mensch, der für eine Idee das körperliche Leben einsetzt — das alles ist der umgekehrte Materialismus! Der Geist tritt auf die eigenen Füße und opfert seine materielle Unterlage, um sich selber zu behaupten. Oder wollte er sich selbst vernichten?

Man horche hinein in das Sterben aller aktiven Märtyrer des Geistes, und man wird stets das Ja der Selbstbehauptung, niemals das Nein der Selbstvernichtung vernehmen; sie behaupten den Geist und opfern dem Reiche des Geistes die Leiblichkeit als eine zeitliche Form.

2.

Indessen könnte es nicht so sein, daß sich der Einzelgeist dem Allgemeingeist opfert, dessen gewiß, daß seine Selbstvernichtung eine Selbststeigerung für das Ganze bedeutet? Er geht unter, aber durch seinen Untergang steigert er die Idee, für die er starb, mehrt ihre werbende Kraft, bläst die Funken, die davon in den anderen Geistern wohnen, zur hellen Flamme an?

Gewiß, das geschieht ja stets, wo einer den Leib dem Geiste zum Opfer bringt. Aber merkwürdigerweise nicht dadurch, daß jener Opfernde als Einzelgeist vernichtet, sondern gerade dadurch, daß er als solcher von den anderen Geistern ergriffen wird und sie ergreift. Nicht die Ideen und allgemeinen Schlagworte machen die Geschichte, sondern die Geister der sich Opfernden, in denen die Ideen Person, Charakter, Leben und klares Anschauungsbild geworden sind, zeugen Jünger und reißen das Allgemeine aus den Nebeln heraus zur schöpferischen Besonderung. Wenn Luther und Goethe, Kant und Fichte, Bismarck und Friedrich der Große an allen Wänden von Marx und Lassalle abgelöst würden, dann wäre den Deutschen mit den Anschauungsbildern ihres Wesens ihr Wesen selber erstorben. Es müssen also Geister im Geiste leben, wenn er selber zu Reichthum und weiterzeugender Kraft gelangen soll. Und je klarer, charakterisierter und schärfer von einander geschieden die großen Geister aller Zeiten und Völker in meinem Geiste leben, um so reicher bin ich selbst in meinem Geiste. Man lösche doch einmal alle die für einen Augenblick in sich aus, die in uns Leben und Person geworden sind. Was bleibt da für eine Leere in einem übrig? Das Ich erkennt sich ja nur am Du, und der Geist an den Geistern!

Und nun steigen wir von dieser unserer Selbsterfahrung empor zum Ganzen, vom Einzelgeist zum Allgeiste. Wenn das Besondere für das Ganze überhaupt einen Sinn haben soll, so muß dieser Sinn entweder in einer Negation oder in einer Position, entweder in einer Kraftminderung oder in einer Kraft- und Wertsteigerung des Ganzen bestehen. Entweder es entladen und verpuffen sich die Kräfte des Alls durch und in der Hervorbringung des Einzelnen, oder aber sie steigern sich mitten im Gebären und Herausbilden des Einzelnen.

Im ersteren Falle wäre das Ende — das Nichts. Aber das ist ein unvollziehbarer Gedanke, weil diesem Nichts am Ende ein Nichts im Anfang korrespondieren müßte, und weil damit das Sein selber undenkbar würde. Wir kommen darauf noch zurück.

Im zweiten Falle aber könnte ja alles besondere „Heute“ nur als Durchgangspunkt zum reicher besonderten „Morgen“ gelten, Aber warum hebt dann der Geist der Schöpfung in uns Einzelgeistern das Gestern und Hegegestern in lebendiger Erinnerung auf? Warum schafft er uns jedem seine Geschichte? Warum stirbt das Gestern nicht, so gern man es oft möchte? Warum ist das Unbewußte des Schlafes nicht zugleich der Untergang alles dessen, was im bewußten Geiste war, sondern nur sein reicherer und lebendigerer Anfang? Es gibt hier für den Einzelnen, für Volk und Menschheit nur eine einzige wirkliche Antwort: Ohne Geschichte bliebe der Geist leer, unbesondert, ungegliedert; durch die Geschichte wird er reich und seiner selbst immer klarer bewußt.

Und gilt dies vom Einzelgeiste, so gilt dies vollends vom Volksgeist, vom Menschheitsgeiste, vom Allgeiste. Völker ohne Geschichte sind noch der Tierheit nah und leben in den Tag hinein. Eine Menschheit wächst dadurch, daß ihre größten Söhne und bedeutendsten Taten in den Seelenbesitz aller Völker übergehen. Nicht, um die Volksindividualitäten zu vernichten, sondern um sie zu tieferer Selbstbefinnung und Herausarbeitung ihres Sondergutes und Eigenwesens zu bringen. Wenn ich Luther gegen Savonarola, Dürer gegen Rafael, Thoma gegen Monet empfinde, werde ich erst meines deutschen Eigenseins völlig bewußt.

Bedeutet aber Geschichte-bilden für den Geist erst die volle Bewußtheit, Selbstbewußtheit und den Reichtum des Geistes, dann kann der Allgeist im ganzen schöpferischen Gebären auch nichts anderes wollen, als eben Reichtum. Und ließe er alles Besondere und auch alle Einzelgeister wieder ins Allgemeine versinken, in ihm selber müßte doch alles als Erinnerung, als Gedanke und Vorstellung lebendig bleiben. Es wäre also in dieser Form alles, was ist, seiner Ewigkeit in Gott gewiß. Und zwar einer zeugenden Ewigkeit. Denn Gott sammelt nicht tote, sondern bildet lebendige Vorstellungen. Und wie Goethe und Bismarck, Luther und Jesus als Vorstellung nicht tot in mir ruhen, sondern an mir, in mir

und durch mich weben und schaffen, so schaffe ich jetzt und würde ich dereinst als ein göttlicher Gedanke schaffen und weiter-schaffen, auch wenn ich dann nichts als ein solcher Gedanke Gottes und selber — tot wäre!

Aber wie seltsam und fast beleidigend wirkt hier plötzlich das Wort „tot“! Und zwar deshalb, weil es in einem solchen Denken gar keinen Platz mehr hat. Denn hier ist alles zu dem geworden, was es in Wahrheit ist, nämlich: Leben, Geist und ewiges Schaffen!

4.

Aber noch sind wir nicht am Ende. Wenn nämlich durch meine Einzeleristenz der Reichtum des Alls gesteigert und eine lebendige Vorstellung mehr im Schöpfergeiste gebildet werden soll, warum mußte ich dann dies Werden als mein Werden empfinden? Warum mußte ich als ein „Ich“ im Streite liegen mit Gott und Welt und mit mir selbst? Warum gerade die letzte dieser Spannungen so schwer empfinden, daß ich immer wieder nach einer Erlösung ausschau und nach einer Geistesstufe, für die alles hier Erreichbare nur ein Vorspiel ist, und Raum und Zeit nichts anderes sind, als die Kulissen des Theaters?

Warum nimmt der Allgeist die Besonderung und den Einzelgeist so ernst? Warum macht er kein Spiel daraus? So wie Dichter immer voll sind von Figuren und sie bald Luft, bald Trauerspiele spielen lassen? Da bleibt doch alles in des Dichters Seele, bleibt auch im Schauspieler und Zuschauer stets in der subjektiven, und geht nie über in die objektive Form; Phantasie, nicht Wirklichkeit!

Warum ist Gott kein Dichter, sondern ein Schöpfer? Warum ist jeder Gedanke Gottes eine Realität, nicht nur in Gott, sondern in einem Anderssein? Und zwar eine Realität, deren Entwicklungstendenz stets darauf hinausgeht, auf jeder höheren Lebensstufe immer deutlicher aus dem allgemeinen Sein und Gottsein heraus und zu sich selbst und seinem Einzelsein zu kommen und dieses Selbst in aller Schärfe gegen das Ganze abzuheben, das Ich gegen das Du, den Geist gegen die Materie, die Einzelseele gegen die Allseele?

Wir können vernunftgemäß aus alledem nur folgern, daß es der Gottheit nicht nur um sich selbst und ihr Werden, sondern um die Welt und das Weltwerden und insbesondere um uns und unser Werden im ganzen und vollen Ernst zu tun ist. Nicht nur Gott will werden, sondern wir sollen werden. Der Vater will Söhne und Töchter zeugen!

Das aber kann er in Wirklichkeit nur, indem er jeden Einzelgeist sich zu einem Ich verdichten und in Raum und Zeit bis zu dem Punkte gestalten läßt, wo er mit dieser seiner Daseinsform zerfällt. Dann hat sie ihren Dienst getan, und wird abgelöst von einer neuen Form des Lebens.

Gewiß, sehr viele und vielleicht die meisten Menschen zerfallen mit ihrer zeitlich-räumlichen Daseinsform nur dadurch, daß sie — sterben. Alles höher geartete Geistesleben aber kommt, sobald es mit vollem Ernste um sich selber und seinen Sinn kämpft, notwendig in Bruch mit seiner Erscheinungsform in Raum und Zeit und muß dann mit Naturnotwendigkeit in eine andere Form hinausdrängen, die freilich, weil außer Raum und Zeit zu denken, von uns, so wie wir hienieden organisiert sind, gar nicht vorgestellt, sondern nur ersehnt, geglaubt und als notwendig in ihrem „Daß“ erschlossen werden kann und muß.

Der Bruch in unserer und mit unserer räumlich-zeitlichen Existenz erfolgt aber deshalb mit Notwendigkeit, weil alles Seseiliche in uns über die Grenzen dessen hinausstrebt und hinausstreben muß, was uns hienieden jemals erreichbar ist. Das liegt gar nicht an unserem Willen oder an unserem Größenwahn, sondern es sitzt in unserem Wesen, in unserem Trieb zum Geistwerden, der am Materiellen eine unaufhebbare Schranke hat.

Bedenken wir unser sittliches Streben, so geht das darauf hinaus, daß wir ganz gut, ganz lauter und über jeden unreinen Gedanken erhaben sein möchten; aber die Wirklichkeit, in die wir eingespannt sind, trübt durch Temperament und Zufall und tausenderlei Umstände und Verhältnisse das helle Licht des Willens. Wer möchte nicht gut sein? Und wer müßte nicht mit dem Nazarener sagen: Kenne mich nicht gut; niemand ist gut außer Gott allein“?

Es liegt hier ein Streben vor, das an keinem Punkt sein Ende erreicht und es auch gar nicht erreichen kann. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß zum „gut sein“ die vollendete Sachlichkeit gehören würde, und daß diese doch, so oft wir sie auch erstreben, dadurch unmöglich gemacht wird, daß wir nur in der Beschränkung zu Meistern werden und somit tausendmal unsachlich und ungerecht werden müssen. Ja, müssen, weil wir nur unter bestimmten Einseitigkeiten wirken und Stoßkraft behalten können. Die vollendete Sachlichkeit oder das vollendet objektive Verhalten würde an Stelle der subjektiven Zusammenfassung zum Wirken und Personwerden die Auflösung setzen. Wir wollen die Sachlichkeit und müssen in der persönlichen Beschränkung unseres Wesens der Unsachlichkeit verfallen. Wir wollen das Gute und tun, was wir nicht wollen, das Böse. Unser Wollen ist größer als unser Können.

Sollte das ein Zufall sein, oder ist das Schöpfungswille? Und wenn wir das Letztere annehmen müssen, so können wir unsererseits der Schöpfung nicht zutrauen, daß sie uns aus diabolischer Freude an unserer Qual in diesen Widerspruch hineintreibt; sie tut es vielmehr, um uns dadurch über uns selbst emporzutreiben und durch den Glauben an eine andere, nach dem Tode eintretende

Lebensform diesen im Diesseits unaufhebbaren Widerspruch erträglich zu machen.

Nicht anders aber steht es mit unserem Erkenntnistriebe. Vom Nächsten geht er aus und eilt zum Fernsten. Er hastet am Außerem und möchte doch das Innerste ergründen. Alle Rätsel möchte er lösen und alle verschlossenen Türen sprengen. Das Geheimnis des Seins, der Seele, des Alls — o, wie sehnen wir uns nach seiner Ergründung! Doch je glühender unsere Sehnsucht wird, um so gewisser bricht sie nur schließlich zusammen in dem Rufe: „Und sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen“ — — — Da aber ist es uns auch schon, als legte sich uns leise eine gütige Hand aufs schmerzende Haupt, und unser lauschendes Ohr vernimmt einen Zuruf wie aus weiter Ferne: „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören. Jetzt erkenne ich es stückweise, danach aber werde ich es erkennen, gleichwie ich selbst erkannt bin —“ Danach! Denn wiederum liegt ja die Sache so, daß ein Wissen gegenüber allem Weltinneren, ganz gleich ob es sich um den Grassalm, den Menschen oder das All dreht, uns einfach versagt ist und versagt bleibt. Die Schranke von Raum und Zeit verhindert jedes Erfassen des „Dinges an sich“. Es ist nicht ein Mangel an Zeit, der uns verhindert, so reich an Wissen zu werden, als wir es möchten. Es ist ein unaufhebbarer Mangel in unserer Organisation. Eine Generation reicht die uralten Rätsel der anderen weiter und — keine kann hinter den Vorhang schauen, wo der wohnt, den wir alle als des Rätsels einzige Lösung suchen!

Hier hilft keine Zauberformel und keine Logarithmus, kein Hebel und keine Schraube — der Vorhang selber muß fallen! Die Welt muß vergehen, nämlich diese für unser Auge und unseren Geist vom Schleier des Raumes und der Zeit verhüllte Welt. Das „Ding an sich“, die Seele, das Wesen der Dinge, die Gottheit — das ist es, was wir suchen, und nur durch den Tod hindurch können wir hoffen, es zu finden. Ich denke, daß ich in den Tod gehe mit einer Seele, so glühend in Spannung, wie sie noch nie geglüht hat: „Vater, wie wird es sein, wie wirst Du sein, wie werde ich selber sein?“

Es ist uns völlig versagt, jetzt und hier irgendeine Antwort auf diese Fragen zu geben. Aber stellen müssen wir sie schon jetzt, während doch nur die Ewigkeit Antwort darauf geben kann. Wenn aber die Zeit die Fragen, die sie in uns weckt, nie und nimmer beantworten kann; wenn also unsere Fragen größer sind als die Zeit, und die Zeit kleiner ist als wir, so müssen wir selber Söhne und Töchter der Ewigkeit sein. Dieser Glaube allein macht uns den Widerspruch zwischen den in unserer Natur angelegten Bedürfnissen und ihrer in Raum und Zeit unmöglichen Erfüllung erträglich. Wir sind gewiß, dieser Widerspruch löst sich — dereinst! Und kraft dieser Gewißheit leben wir das Leben, trotz allen Bruches, doch innerlich ungebrochen.

Es wäre hier noch viel zu sagen.*) Aber der Raum zwingt uns, zu einer letzten Erwägung überzugehen.

6.

Es widerspricht unserer Vernunft, zu denken, daß ein Etwas, ein Atom, ein Sandkorn in das Nichts hüpfte. Wir können so wenig denken, daß aus dem Nichts ein Etwas, wie daß aus einem Etwas ein Nichts werde. Es stände hinter solchem Denken auch eine furchtbare Folgerung. Denn wenn an einem einzigen Punkte die Schöpfung zu nichts werden könnte, müßte sie notwendig irgendwann auch als Ganzes in das Nichts geraten. Und das gälte vom Stofflichen genau so wie vom Geistigen.

Läßt man nun das Stoffliche an einem einzigen Punkte in das Nichts fallen, so fällt zuletzt mit Notwendigkeit die ganze äußere Welt ins Nichts, und das Ende wäre: Geist ohne Welt.

Läßt man dagegen den Geist an einem Punkte, etwa an uns selber, mit dem Tode in das Nichts versinken, dann fiel zuletzt mit Notwendigkeit auch im All der Geist ins Nichts, und das Ende wäre: Welt ohne Geist.

Beides aber, Geist ohne Welt und Welt ohne Geist, sind ein völlig Sinnloses und Entsetzliches. Denn Welt ohne Geist — das ist der Weltentod, das sinnlose Chaos. Geist aber ohne Welt — das ist das Grausigste, was sich denken ließe, wenn es zu denken wäre. Denn Geist kann seiner selbst nicht habhaft werden ohne Welt, ohne ein Mittel, womit er arbeitet, woran er sich übt, wodurch er sich ausdrückt. Geist ohne Welt — das wäre ein Maler ohne Farben, ohne Leinwand, Pinsel und Palette, ein Tischler ohne Holz und ohne Hobel, ein Denken ohne Anschauung und ohne Ausdrucksmittel. Geist ohne Welt — das wäre ein unendlicher, glühender Drang zum Schaffen, doch ohne jegliche Möglichkeit des Schaffens. Das wäre — das Entsetzen selber!

Sie gehören zusammen: Geist und Welt, Welt und Geist, der ewige Schöpfer und das ewige Ausdrucksmittel seiner schaffenden Kraft. Nichts geht verloren, weder ein Hauch der äußeren noch ein Hauch der inneren Welt. Und wenn der Tod kommt, so legt der Maler die Palette, der Tischler den Hobel, der Geist den Körper beiseite. Das Mittel hat seinen Zweck erfüllt. Ein neues tut not; denn schon hienieden geriet der Geist in solche Spannung mit seinen unzugänglichen Mitteln, daß er verzweifelt wäre am Ganzen, wenn nicht der Tod ihm leise zuraunte: Warte, mein Freund, es ist noch nicht erschienen, was Du sein wirst!

Gewiß, wir können uns jenes Anderssein nach dem Tode in keiner Weise vorstellen. Aber wir müssen an dies Unvorstellbare glauben, weil wir zwischen zwei Abgründe gestellt sind und in den

*) Ich verweise auf Schrempf, Was unsereiner will. Berlin=Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb, 50 Pf. und auf meine Schrift „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich“. Ebenda, 1,50 Mk.

einen von beiden uns stürzen müssen. Der eine Abgrund ist das Nichts, der andere ist die Ewigkeit des Geistes und seiner Mittel — beides die letzten Grenzen unseres Denkens. Hier das letzte Nein, dort das höchste Ja! Die Frage ist nun die, wie wollen wir wählen? Wir für unsere Person wählen das, wohin unsere Sehnsucht uns zieht, wohin unser tiefster Schaffenswille uns treibt, wohin unsere Liebe glühend vorwärts eilt, wohin der Gott in uns ruft. Wir wählen das Ja, wir bejahen den Geist, das Leben, die gestaltende Ewigkeit.

Wir können uns keine Vorstellung machen von dem, was kommen wird, aber wir vertrauen der Sehnsucht, weil aller tiefsten Sehnsucht wahres Wesens nichts anderes ist, als die ahnende Vorausverkündigung dessen, was die Schöpfung in Zukunft bereit hält.

Der Schmetterling, der in der Puppe ruht, weiß auch nicht, was ihn erwartet, und könnte niemals in seiner kleinen, dunklen Kammer eine Vorstellung von dem Sonnenlicht haben, das ihn umfluten wird, von den Mailüsten, die ihn wiegen, von den Blüten, deren frohe Pracht ihn grüßen wird. Aber die Sehnsucht drängt in ihm, und er sprengt die Hülle, hebt die Flügel und findet Sehnsuchtsstillung im flutenden Sonnenglanz.

2. Pädagogische Reaktion in England

Aus „Kunstwart“ Erstes Novemberheft 1912.

Die pädagogische Bewegung, welche seit etwa zehn Jahren in Deutschland die Fachkreise wie die Oeffentlichkeit beschäftigt, verfolgt zu einem wesentlichen Teil den Zweck, mehr Freiheit in unsere Erziehung, mehr Freude in die Schule, mehr Selbständigkeit in die Entwicklung unserer Jugend zu bringen. Dieser Zweck ist an sich zweifellos berechtigt. Die deutsche Erziehung hat lange an einer gewissen Enge und Gebundenheit gelitten, der Schulunterricht an einer Gleichmacherei welche die individuelle Entwicklung der Zöglinge beengte und hemmte, zum Teil wohl auch an einer Ueberspannung der äußeren Disziplin, die der Charakterbildung nicht förderlich sein kann.

Indessen in die berechtigte Kritik dieser Uebelstände haben sich von vornherein starke Uebertreibungen und bedenkliche Tendenzen gemischt, die auf eine Lockerung der Jugendzucht und Geistesschulung überhaupt hinauslaufen. Die sentimentalischen Verherrlichungen des Kindes in Ellen Keys bekanntem Buche und die phantastischen Vorschläge, in denen sie sich ergeht, haben ein Echo in den Reden und Schriften Gurlitts und seiner Freunde gefunden, und beides wirkt zusammen auf solche Kreise des Publikums ein, die der Jugender-

einen von beiden uns stürzen müssen. Der eine Abgrund ist das Nichts, der andere ist die Ewigkeit des Geistes und seiner Mittel — beides die letzten Grenzen unseres Denkens. Hier das letzte Nein, dort das höchste Ja! Die Frage ist nun die, wie wollen wir wählen? Wir für unsere Person wählen das, wohin unsere Sehnsucht uns zieht, wohin unser tiefster Schaffenswille uns treibt, wohin unsere Liebe glühend vorwärts eilt, wohin der Gott in uns ruft. Wir wählen das Ja, wir bejahen den Geist, das Leben, die gestaltende Ewigkeit.

Wir können uns keine Vorstellung machen von dem, was kommen wird, aber wir vertrauen der Sehnsucht, weil aller tiefsten Sehnsucht wahres Wesens nichts anderes ist, als die ahnende Vor-
ausverkündigung dessen, was die Schöpfung in Zukunft bereit hält.

Der Schmetterling, der in der Puppe ruht, weiß auch nicht, was ihn erwartet, und könnte niemals in seiner kleinen, dunklen Kammer eine Vorstellung von dem Sonnenlicht haben, das ihn umfluten wird, von den Mailüsten, die ihn wiegen, von den Blüten, deren frohe Pracht ihn grüßen wird. Aber die Sehnsucht drängt in ihm, und er sprengt die Hülle, hebt die Flügel und findet Sehnsuchtsstillung im flutenden Sonnenglanz.

2. Pädagogische Reaktion in England

Aus „Kunstwart“ Erstes Novemberheft 1912.

Die pädagogische Bewegung, welche seit etwa zehn Jahren in Deutschland die Fachkreise wie die Oeffentlichkeit beschäftigt, verfolgt zu einem wesentlichen Teil den Zweck, mehr Freiheit in unsere Erziehung, mehr Freude in die Schule, mehr Selbständigkeit in die Entwicklung unsrer Jugend zu bringen. Dieser Zweck ist an sich zweifellos berechtigt. Die deutsche Erziehung hat lange an einer gewissen Enge und Gebundenheit gelitten, der Schulunterricht an einer Gleichmacherei welche die individuelle Entwicklung der Zöglinge beengte und hemmte, zum Teil wohl auch an einer Ueber-
spannung der äußeren Disziplin, die der Charakterbildung nicht förderlich sein kann.

Indessen in die berechtigte Kritik dieser Uebelstände haben sich von vornherein starke Uebertreibungen und bedenkliche Tendenzen gemischt, die auf eine Lockerung der Jugendzucht und Geistes-
schulung überhaupt hinauslaufen. Die sentimentalischen Verherrlichungen des Kindes in Ellen Keys bekanntem Buche und die phantastischen Vorschläge, in denen sie sich ergeht, haben ein Echo in den Reden und Schriften Gurlitts und seiner Freunde gefunden, und beides wirkt zusammen auf solche Kreise des Publikums ein, die der Jugender-

ziehung mehr wohlwollend als sachverständig gegenüberstehen. Uebertriebene und ungerechte Anklagen gegen die deutsche Schule sind die Folge, nicht minder übertriebene und unmögliche Forderungen an die Schule der Zukunft. Sittliche Disziplin und wissenschaftliche Schulung dürfen nicht aus ihr verschwinden; die individuellen Neigungen und Richtungen der Schüler nicht allein maßgebend sein, und eine Art von republikanischer Verfassung kann nicht allein für die Ordnung sorgen, soweit von Ordnung noch gesprochen werden darf. Solche unmöglichen Theorien haben bis jetzt glücklicherweise nur ganz vereinzelt Einfluß auf die Praxis unsrer Schulen gehabt. Allein da sie immer wieder in der Öffentlichkeit laut und eindringlich gepredigt werden, so liegt die Gefahr nahe, daß sie mit der Zeit doch eine allgemeinere Wirkung gewinnen, und diese könnte nicht anders als zersetzend und schädigend sein.

Die Vorkämpfer einer maßvollen Freiheit ebensowohl wie die Stürmer und Dränger haben sich stets auf das Vorbild der englischen Schulerziehung berufen, in der beide glaubten, ihre Tendenzen verwirklicht zu sehen. Wieweit mit Recht, wieweit die englische Erziehung überhaupt für uns vorbildlich sein kann und wieweit nicht, soll hier nicht untersucht werden. Aber von besonderm Interesse ist jedenfalls, daß in der jüngsten Zeit in England eine Bewegung im Gang ist, die gerade im Gegensatz zu der bei uns herrschenden Strömung auf eine Stärkung der Disziplin und der Charakterzucht in Familie und Schule hinarbeitet. Ihre Führer bezeichnen sie als „Duty and Discipline Movement“. Die Mittel, sie durchzusetzen, beschränken sich auf Literatur und Presse. Versammlungen und Kongresse werden im allgemeinen nicht veranstaltet, wie überhaupt jede Form von Vereinsbetrieb vermieden wird. Vier Bändchen kleiner Aufsätze von verschiedenen Autoren sind von einem Ausschuß zusammengestellt und veröffentlicht, und eine große Reihe von Männern und Frauen, darunter sehr viele der angesehensten Englands, haben ihr Einverständnis mit der Bewegung erklärt: Offiziere, wie Kitchener und Roberts, die höchsten Geistlichen der Landeskirchen und neben ihnen der jüngstverstorbene Begründer der Heilsarmee, auch Politiker entgegengesetzter Richtungen wie Winston Churchill und Austen Chamberlain, Balfour und Lord Rosebery, und ein Dichter wie R. Kipling. In der Vorrede zu den kleinen Bänden, die auf weiteste Verbreitung berechnet sind, wird das Programm mit folgenden Worten zusammengefaßt: „Es ist ratsam, die gegenwärtige erzieherische und soziale Entwicklung genau zu prüfen, damit nicht gelockerte Zucht, falsche Sentimentalität oder ungezügelter Vergnügungssucht dazu führen, die sittliche Ader der Kinder zu schwächen. Die Verfasser fühlen tief, daß die gegenwärtige Disziplinlosigkeit der Jugend eine ernste soziale Gefahr und eine Bedrohung der dauernden Sicherheit des Reiches ist.“

Die Furcht vor einer drohenden Degeneration zieht sich wie ein Leitmotiv durch diese Schriften, und der Vergleich mit den letzten Jahrhunderten des römischen Weltreichs, der gerade dem Engländer naheliegen muß, kehrt immer wieder. Im übrigen ist der Standpunkt und zum Teil auch der Inhalt der einzelnen Essays sehr verschieden. Von deutschen Schriftstellern ist in die Sammlung aufgenommen eine der letzten Abhandlungen von Friedrich Paulsen — die freilich kaum zu seinen besten gehört — und eine Einführung in die Werke Fr. Wilh. Försters. Die übrigen Verfasser sind Männer und Frauen aus England sowohl wie aus den Kolonien. Sie behandeln die Fragen der Willenserziehung in Schule und Haus, für Knaben und Mädchen, auf verschiedene Weise, aber in gemeinsamen Geiste.

Einige aus der Mitte herausgerissene Stellen mögen diesen Geist veranschaulichen: „Gewiß soll Liebe (schreibt J. F. Peacocke, der Erzbischof Dublin) das herrschende Prinzip sein in unsrer Beschäftigung mit Kindern, in unsern Bemühungen, sie für die Pflichten und die Verantwortlichkeiten des Lebens vorzubereiten. Doch wir haben dafür zu sorgen, daß es wirklich Liebe und nicht bloße Verliebtheit ist, was unsre Handlungsweise bestimmt. Liebe hat allein und immer das höchste und letzte Wohl des Kindes im Auge; bloße Verliebtheit wird auf ihr Vergnügen und ihre augenblickliche Befriedigung abzielen.“ Das klingt modernen Ohren vielleicht banal, und noch altmodischer ist es, wenn der hohe Geistliche im folgenden das Lob des Gehorsams als des einzigen Weges zur Selbstzucht singt. Aber es erscheint an der Zeit, auf diese altmodische Weisheit wiederum zu hören.

Gegen die moralische Verzärtelung, die nichts als das augenblickliche Wohlbefinden im Auge hat, kämpfen viele dieser Aufsätze. Mit besonders charakteristischen Worten wendet sich der Carl of Meath in einem Aufruf an die britischen Frauen. „In unserm Wunsche, den Kindern eine fröhliche Jugend zu verschaffen, schwächen wir ihre moralische Ader und erziehen eine Generation, die großenteils zufrieden ist, wenn sie schwerer Arbeit ausweichen und somit durchs Leben gehen kann, ohne jemals vollen Gebrauch von ihren Kräften zu machen, in unserm gutherzigen Bestreben, allen Zwang zu vermeiden, haben wir uns bemüht, ihnen den Sporn zur Anstrengung zumeist zu entziehen. Mutter Natur jedoch lehnt es ab, an dieser sentimentalischen Politik teilzunehmen“, — die unheilvollen Folgen, meint er, bleiben nicht aus.

Von besonderm Interesse ist es für uns, wenn der Herausgeber des Spectator, John Vo Strachey, auf Deutschland hinweist und die Freude an der Arbeit, die für den Deutschen charakteristisch sei, der englischen Neigung entgegenstellt, nur solange zu arbeiten, bis man Geld genug hat, um seinen sportlichen oder sonstigen Liebhabereien frönen zu können. „Unser neuer Lebensweg als Nation muß den deutschen Geist nachahmen.“ Noch verdienen wir wohl dieses Lob, und was für die englische Erziehung als Heilmittel ge-

predigt wird, kommt für unsre Schulen und Familien nur als Präventivregel in Betracht. Aber gerade deshalb sollten wir uns das englische Beispiel zur Warnung dienen lassen und jeder an seinem Teil dafür Sorge tragen, daß uns der Geist und die Kraft unsrer Erziehung nicht abhanden kommen.

Rudolf Lehmann.

3. Deutsche Manneszucht auf „G 171“.

Aus „Deutschland“ Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe
Heft 10. Oktober 1912.

Das Verhalten der Besatzung des Torpedoboots „G 171“ nach dem Zusammenstoß mit dem Linienschiff „Zähringen“ ist nach Ansicht der „Täglichen Rundschau“ so schön und erhebend, daß die Nation Anspruch darauf hat, dieses stolze Dokument männlich-soldatischer Tugend kennen zu lernen: „Der Kammstoß der „Zähringen“ erfolgte bekanntlich gegen das hintere Viertel des Bootes, das buchstäblich abgeschnitten wurde und erheblich früher sank als der vordere größere Teil des Wraks. An dieser Zerstörung mag man den Grad der Erschütterung des Bootes bei dem Zusammenprall der beiden Schiffe ermessen. Jedem auf „G 171“ war es im Augenblick klar, daß das Boot soeben den Todesstoß erhalten hatte. Was nun! Nicht eine Sekunde lang sehen wir das graue Gespenst „Panik“ irgendwo auftauchen. Ruhig und sachgemäß, wie bei einem simplen Exerzitium, kommen die einzelnen Kommandos der Offiziere, ruhig und sachgemäß, ohne Ueberstürzung, aber mit präziser Geschwindigkeit werden sie von den Leuten ausgeführt. In den Lufen, die heraufführen aus den unteren Räumen, aus Maschinen- und Kesselanlagen, erscheint kein neugieriges ängstliches Gesicht. Alles, bis auf den jüngsten Mann herunter, steht auf seinen Posten, gerade so, wie es eingeübt wurde bei dem „Lecksicherungsdienst“. Kein Ventil, keine Klappe, keine Düse, die nicht geschlossen wurde, wie es hierbei vorgeschrieben. Wohl mag durch manches Hirn blitzschnell der Todesgedanke gehuscht sein, aber zum Ausdruck kam er nicht. Nach kurzen, fieberhaft schnellen Handgriffen, nach blitzschneller, geordneter Ueberlegung, stand alles eisern auf seinem Posten, kommender Befehle gewärtig. Erst das Kommando des leitenden Ingenieurs rief auf Anordnung des Kommandanten die Todgeweihten auf das Deck des sinkenden Schiffes. Nur durch diese treue Pflichterfüllung ist es auch zu erklären, daß das Wrak sich volle sechzehn Minuten lang noch über Wasser halten konnte, wodurch die Rettung fast der gesamten Besatzung ermöglicht wurde. An Deck ist unterdessen auf Befehl des Kommandanten Kapitan-

predigt wird, kommt für unsre Schulen und Familien nur als Präventivregel in Betracht. Aber gerade deshalb sollten wir uns das englische Beispiel zur Warnung dienen lassen und jeder an seinem Teil dafür Sorge tragen, daß uns der Geist und die Kraft unsrer Erziehung nicht abhanden kommen.

Rudolf Lehmann.

3. Deutsche Manneszucht auf „G 171“.

Aus „Deutschland“ Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe
Heft 10. Oktober 1912.

Das Verhalten der Besatzung des Torpedoboots „G 171“ nach dem Zusammenstoß mit dem Linienschiff „Zähringen“ ist nach Ansicht der „Täglichen Rundschau“ so schön und erhebend, daß die Nation Anspruch darauf hat, dieses stolze Dokument männlich-soldatischer Tugend kennen zu lernen: „Der Kammstoß der „Zähringen“ erfolgte bekanntlich gegen das hintere Viertel des Bootes, das buchstäblich abgeschnitten wurde und erheblich früher sank als der vordere größere Teil des Wraks. An dieser Zerstörung mag man den Grad der Erschütterung des Bootes bei dem Zusammenprall der beiden Schiffe ermessen. Jedem auf „G 171“ war es im Augenblick klar, daß das Boot soeben den Todesstoß erhalten hatte. Was nun! Nicht eine Sekunde lang sehen wir das graue Gespenst „Panik“ irgendwo auftauchen. Ruhig und sachgemäß, wie bei einem simplen Exerzitium, kommen die einzelnen Kommandos der Offiziere, ruhig und sachgemäß, ohne Ueberstürzung, aber mit präziser Geschwindigkeit werden sie von den Leuten ausgeführt. In den Lufen, die heraufführen aus den unteren Räumen, aus Maschinen- und Kesselanlagen, erscheint kein neugieriges ängstliches Gesicht. Alles, bis auf den jüngsten Mann herunter, steht auf seinen Posten, gerade so, wie es eingeübt wurde bei dem „Lecksicherungsdienst“. Kein Ventil, keine Klappe, keine Düse, die nicht geschlossen wurde, wie es hierbei vorgeschrieben. Wohl mag durch manches Hirn blitzschnell der Todesgedanke gehuscht sein, aber zum Ausdruck kam er nicht. Nach kurzen, fieberhaft schnellen Handgriffen, nach blitzschneller, geordneter Ueberlegung, stand alles eisern auf seinem Posten, kommender Befehle gewärtig. Erst das Kommando des leitenden Ingenieurs rief auf Anordnung des Kommandanten die Todgeweihten auf das Deck des sinkenden Schiffes. Nur durch diese treue Pflichterfüllung ist es auch zu erklären, daß das Wrak sich volle sechzehn Minuten lang noch über Wasser halten konnte, wodurch die Rettung fast der gesamten Besatzung ermöglicht wurde. An Deck ist unterdessen auf Befehl des Kommandanten Kapitan-

Leutnants Goppenstedt die Besatzung auf dem vorderen Teil des Bootes angetreten, das sich immer weiter aus dem Wasser hebt. Wenige Kommandoworte, und die Schwimmer scheiden sich von den Nichtschwimmern. Einen großen Teil der Schwimmwesten hat der hohe Seegang von der zertrümmerten Reeling heruntergespült, der noch vorhandene Rest wird an die Nichtschwimmer verteilt. Dann geht es auf Befehl der Offiziere Mann für Mann mit einem Sprung über Bord. Man könnte sagen „parademäßig“, gleich verteilt auf die herangekommenen Rettungsboote, und das alles in größter Ruhe und Ordnung, und nur auf Befehl des Vorgesetzten. Ein Vorgang, der in seiner Ruhe und Sachlichkeit jedem „Exerzier-Manöver“ Ehre gemacht hätte. Hier, auf brandendem Meer, der letzte, höchste Ausdruck der Manneszucht! Auf dem abgerissenen Deck, das nur etwa zwei bis drei Minuten über Wasser blieb, stand einsam und ohne Führer ein Häuflein Menschen. Es waren abgelöste Wachmannschaften, die nach dem Mittagbrot die kurze Ruhepause zu einem Pfeifchen benutzen wollten, und die sich dort auf der Deck-Grating, wo sie den Dienst des Schiffes nicht störten, hingesezt hatten. Einer von ihnen hatte unter Deck geframt und war auf dem Rückwege im Augenblick des Zusammenstoßes beim Herauskommen aus einem der schachtartigen Niedergänge schwer verletzt worden. Mit der letzten Kraft hatte er sich heraufgeschwungen auf das Deck, das in der nächsten Minute die Wellen umspülten, und lag da hilflos, nicht mehr imstande, sich selbst zu helfen. Da sieht ihn ein Kamerad, der schon sprungbereit an der Reeling steht, um zum nahen Rettungsboot zu schwimmen. „Hein! Du kannst ja mit deinem gebrochenen Arm nicht schwimmen, komm ich nehme dich mit! Ein Mann, ein Wort. Es war sein letztes, und er hats gehalten. Vor den machtlosen und entsezten Helfern versinkt der gute Kamerad, gegen die hohe See kämpfend, mit seinem Schützling im Arm in die Tiefe. Er hat ihn nicht losgelassen. — Die knappe Viertelstunde deutscher Marinegeschichte, die uns der bedauerliche Untergang von „G. 171“ gezeigt hat, ist überreich an Momenten eines stillen, selbstbewußten Heldentums. Wer es gesehen hat, wird es nie vergessen! Nicht daß man ihn rühmend verkünden soll, den schlichten Hochtinn der Braven von der „Schwarzen Waffe“, aber kennen muß das Volk dies kleine Heldenlied, um es als treues Vermächtnis und als köstlichen Besitz zu bewahren.



VI. Familien-Nachrichten.

Meine Verlobung mit Fräulein Tetti
Brakebusch, Tochter des Pastors S. Brake-
busch an St. Petri und Senior rev. min. zu Braun-
schweig und seiner Frau Gemahlin Hermine, geb.
Lücke, beehre ich mich hiermit anzuzeigen.

Manfred Grisebach,
Pfarrer.

Witzenhausen, im September 1912.

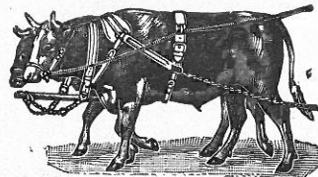
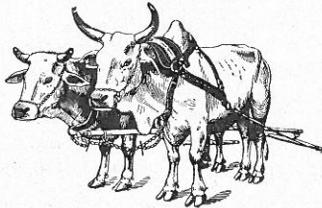
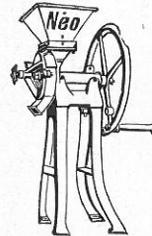
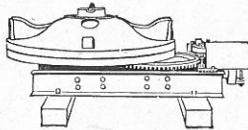
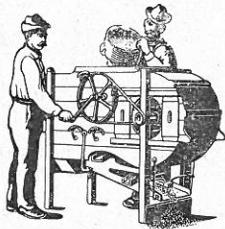
Meine Verlobung mit Fräulein Friede
Semler, Tochter des Herrn Geheimen Regierungs-
rates Semler und seiner Frau Gemahlin Helene,
geb. Jans, in Coeln-Lindenthal beehre ich mich er-
gebenst anzuzeigen.

Heinrich Hüttenhain.

Farm Hüttenhain, im November 1912. Mülheim
Distr. Okahandja (Rhein).
D. S. W. Afrika.

Plantagen-Maschinen.

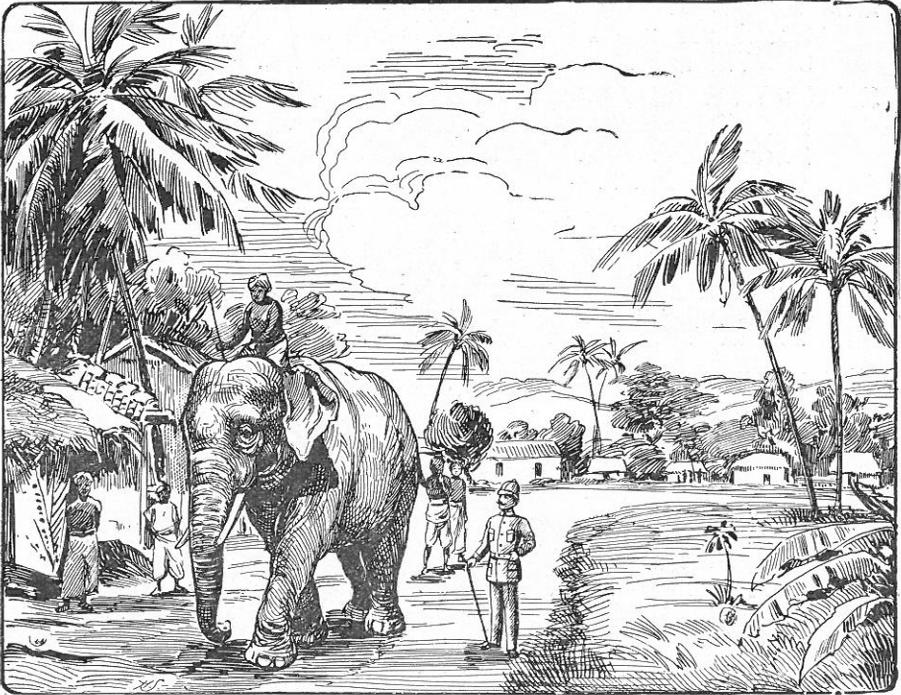
- Urbarmachung-**: Rodemaschinen, Dampf- und Gespannpflüge.
- Baumwolle, Kapok-**: Walzen-, Säge-, Linter-Ginmaschinen und Ballenpressen für Hand- u. Kraftbetrieb.
- Kautschuk-**: Zapfmesser, Becher, Walzwerke, Blockpressen, Koagulierungsmittel.
- Faserbereitung-**: Entfaserungs- und Bürstmaschinen für Sisal, Sanseviera, Bananen usw.
- Kokosnuss-**: Entfaserungs- und Reinigungsmaschinen, Ballenpressen, Kopra-Darren.
- Getreide, Reis, Mais-**: Mühlen jeder Art, Manioc-Raspelmaschinen; vollständige Stärke- und Tapioka-Fabrikations-Einrichtungen.
- Kaffee-**: Schäl- und Poliermaschinen, Trockenapparate.
für Sesam-, Baumwollsaat, Erdnüsse, Rizinus,
- Oelmühlen-**: Koprah usw. Extraktions-Anlagen, Seifenfabriken, Palmölaufbereitung „System Fournier“.
- Zucker-**: Vorbrecher und Walzwerke, Kochpfannen, vollständige Fabrik-Einrichtungen.
jeden Systems, Heissluftdarren für einfache
- Trockenanlagen-**: Holz- u. Abfallfeuerung ohne maschinellen Betrieb, für Koprah, Kakao, Kaffee usw.
- Kraftanlagen-**: Dampfmaschinen, Lokomobilen und Motore, Wasserräder; Transmissionen.
- Bohrgeräte, Bewässerungs- u. Kühlanlagen, Tropenhäuser, Feldbahnmaterial, Werkzeuge, ein- u. zweirädrige Personen- u. Lastfahrzeuge, Sättel u. Geschirre aller Art, Arbeiter-Kontrollmarken.**



W. JANKE, HAMBURG. 1. C.

Spezial-Haus für Tropen- u. Übersee-Ausrüstungen

für Beamte, Kaufleute, Private, Farmer und
Expeditionen



Lüttge & Braun-Hamburg

Jnh.: Fritz Lüttge

Ferdinandstraße 55/57

— vis-à-vis Hamburg-Amerika-Linie —

Unsere Spezialität: Lieferung sämtlicher Tropen-Ausrüstungs-
Artikel als: Tropen-Anzüge (eigene Anfertigung), Kopf-
bekleidung, Tropenwäsche, Fussbekleidung, Badeartikel, Koffer,
Reise- und Jagdutensilien, Zelte, Zeltausrüstungen etc.
für einzelne Herren und Expeditionen.

Auf Grund persönlich in den Tropen gesammelter Erfahrungen.

Julius Groos, Verlagsbuchhandlung Heidelberg.

== Koloniale Sprachbücher, ==

wichtig für alle Offiziere, Beamte, Missionare, Kaufleute, Farmer, Händler etc., die mit den Eingeborenen unserer Kolonien in Kamerun, Togo, Ostafrika und mit Marokko und dem KongoStaate in Beziehung treten.

Die Duala-Sprache in Kamerun. Systematisches Wörterverzeichnis u. Einführung in die Grammatik von A. Seidel. 8° (VIII und 119 S.) 1904. Gebunden Mk. 2.—

Lehrbuch der Ewe-Sprache in Togo (Anglo-Dialekt). Mit Übungsstücken, systematischem Vokabular und einem Lesebuch. Von A. Seidel. 8° (VIII und 176 S.) 1906. Gebunden Mk. 2.—

Die Haussa-Sprache. La langue haoussa. The Hausa language Grammatik (Deutsch, Französisch und Englisch) und systematisch geordnetes Wörterbuch: Haussa — Deutsch — Französisch — Englisch. Von A. Seidel. 8° (XVI und 292 S.) 1906. Gebunden Mk. 4.—

Maro-kanische Sprachlehre. Praktische Grammatik des Vulgärarabischen in Marokko. Mit Übungsstücken und Vokabular. Von A. Seidel, Herausgeber der Abhandlungen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. 8° (VIII und 198 S.). 1907. — Gebunden Mk. 3.00.

Suahili-Konversations-Grammatik nebst einer Einführung in die Schrift und den Briefstil der Suahili von A. Seidel. 8° (XVI und 404 S.) 1900. Gebunden Mk. 5.—

Schlüssel dazu (95 S.) von A. Seidel. Kart. Mk. 2.—

Systematisches Wörterbuch der Suahili-Sprache in Deutsch-Ostafrika nebst einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Redensarten von A. Seidel. 8° (XII und 178 S.) 1902. Gebunden Mk. 2.40.

La langue congolaise, grammaire, vocabulaire systématique, phrases graduées et lectures par A. Seidel et J. Struyf. S. J. Gebunden Mk. 4.—

Neben diesen speziell für unsere kolonialen und überseeischen Interessen wichtigen Büchern verweisen wir auf die übrigen im gleichen Verlag erschienenen Lehrbücher zum Studium der neueren Sprachen für Deutsche und Ausländer nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer, die Grammatiken, Sprachlehren, Lese- und Gesprächsbücher in folgenden Sprachen umfassen: Arabisch, Bulgarisch, Dänisch, Englisch, Chinesisch, Finnisch, Französisch, Italienisch, Japanisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Tschechisch, Türkisch und Ungarisch. Darüber stehen den Interessenten besondere Prospekte kostenlos u. postfrei zur Verfügung.

Sämtliche Bücher sind durch jede Buchhandlung des In- u. Auslandes zu beziehen.

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rh.

Gymnasium, Realgymnasium, Realschule, mit Berechtigung zur Ausstellung des Einjährigen-Zeugnisses. Kleine Klassen von 5 bis 20 Schülern. Internat in Familienhäusern mit 10 bis 15 Knaben. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten, individuelle Behandlung, mütterliche Fürsorge, viel körperliche Bewegung: Turnen, Spiele, Spaziergänge und entsprechende Ernährung. Für körperlich zarte Zöglinge ist besonders — nicht ausschließlich — die Zweiganstalt in Herchen an der Sieg (sonniges Bergland, 60 Zöglinge, 9 Lehrer) und das Schulsanatorium in Godesberg (Leiter: Dr. med. Sexauer) bestimmt. — Prospekte durch den Direktor

Professor **O. Kühne** in Godesberg a. Rh.

Vollständiger Ersatz des Elternhauses.

Evangelischer Lehrer in freundlicher Mittelstadt Westfalens mit hübscher Umgebung bietet in den Kolonien lebenden Eltern, die für ihre Söhne wirklich vollständigen Ersatz des Elternhauses suchen, sein Haus als Heim an. In der Stadt befindet sich ein Reform-Realgymnasium nach Frankfurter System, organisch verbunden mit einer Realschule mit lateinlosem Unterbau. Intensive Förderung. Vorzügliche Verpflegung. Herzliches Familienleben. Handfertigkeitsunterricht. Wanderungen, Rudern, Flussbäder, Solbad in nächster Nähe. Großer Garten am Haus. Beste Empfehlungen. Gef. Anfragen unter „E. C. 100“ befördert die Geschäftsstelle des „Kulturpionier“ in Wixenhausen.

Orchideen.

Von den **Indien-Inseln**, besonders von **Neu-Guinea** möchte ich **Orchideen zu importieren**. Pflanzler, in deren Nachbarschaft Orchideen vorkommen, werden gebeten, sich umgehend mit mir in Verbindung zu setzen. Proben in Postkiste oder Beutel mit Preisangabe pro 100 Stück sind erwünscht und werden prompt vergütet.

Wilhelm Hennis

Orchideen-Importgeschäft in **Hildesheim** (Hannover).

S. Jaeger, Wixenhausen

Sattler-Lehrmeister an der Deutschen Kolonialschule „Wilhelmshof“,
empfiehlt

Sattelzeuge, Geschirre u. Artikel für Reit- u. Reisebedarf,
compl. Tropen-Ausrüstungen,

Bekleidung für Jagd, Sport und Hausgebrauch.

Ständiges Musterlager in den Museumsräumen der Deutschen Kolonialschule.



Bücherfreunden

im Ausland und in den Kolonien empfehlen wir zum Bezug aller im In- und Ausland erscheinenden Bücher und Zeitschriften, Musikalien und Kunstblätter, die 1863 gegründete, sich allerorts des besten Ansehens erfreuende

**Exportbuchhandlung G. A. v. Salem
in Bremen.**

Die vierteljährlich erscheinenden „Bremer Nachrichten vom Büchermarkt“ (eine Bücherchau für Literaturfreunde im Ausland) der „Deutsche Kolonialkatalog“ und andere Propagandaschriften der Firma gelangen auf Wunsch überallhin kostenlos zur Verfügung. Eine Postkarte genügt.

Dr. Kade.

Med. pharm. Fabrikations- und Exportgeschäft

==== **BERLIN SO 26** ====

Spezialgeschäft für mod. Sanitätsmaterial.

Tropenapotheken jeder Form und Grösse.

Hausapotheken u. Reiseapotheken.

Bewährte deutsche Arzneipräparate in Originalpackung.

Dr. Kade's Deutsches Fruchtsalz,

Dr. Kade's bewährtes Dysenteriemittel,

Dr. Kade's bewährt. Malariamittel, Bandwurmmittel

Dr. Kade's Chininpertén, bestes Chininpräparat, leicht löslich
und sicher wirkend etc.

Dr. Kade's Kühlapparate für die Tropen.

Illustrierte fünfsprachige Preislisten gratis und franco.

Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel.

4. erheblich vermehrte und verbesserte Auflage.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Aeusserst einfaches System ohne Zahlen; Telegramme ohne Benutzung von Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel kosten bis zu 1500 mehr.

———— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen ————

Deutsche Kolonialpost.

Illustrierte Monatsschrift.

Herausgeber und Verlag: E. Wetzels, Linsenhofen-Stuttgart.

Die Zeitschrift berichtet in Kürze, aber doch gründlich über alles Wissenswerte aus unseren Kolonien und kostet jährlich nur Mk. 1.80 (vierteljährlich 45 Pfg.)

Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Probenummern stehen gerne gratis und franko zu Diensten.



Alle Sorten Jagdgewehre,

wie Doppel- und Browningflinten Drillinge, sowohl mit als auch ohne Hähnen, Doppel- u. Repetierbüchsen mit und ohne Fernrohr, alle Reparaturen an Gewehren, Umschäftungen, Einlegeläufe,

ferner Revolver, automatische Pistolen, Teschings etc. in reichster Auswahl,

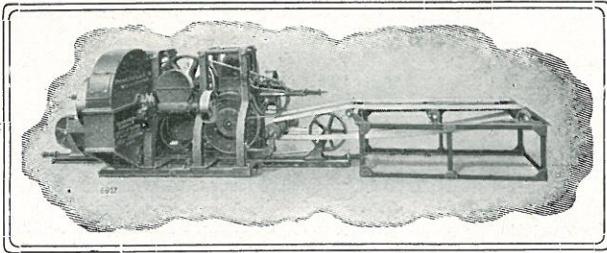
Alle Jagdgeräte wie Rucksäcke, Gewehrfutterale, Patronenbeutel, -westen, -gürtel, Jagdstöcke, Jagdperspective, sämtliche Putz- u. Ladeutensilien etc.,

Munition zu jedem Jagdgewehr empfiehlt in bester Qualität billigst

Dianahaus, Suhl,

Inh.: A. Emil Schlegelmilch.

———— Illustrierte Preisliste zu Diensten. ————



Fasergewinnungs-Maschinen „NEU CORONA“

Patent Boeken

für Agaven, Musa, Sanseviera und andere faserhaltige Pflanzen.

Ausstellung Allahabad (Brit. Indien) 1911: **GOLDENE MEDAILLE.**
 Ausstellung Soerabayd (Niederländ. Indien) 1911: **Diplom**
 für ausgezeichnete Bauart, Leistung und Güte des Erzeugnisses.

Vorquetscher, Bürstmaschinen, Ballenpressen.
 Zuckerrohr-Walzwerke ∴ Kaffeeschälmaschinen.
 Zerkleinerungs-Maschinen. Oelgewinnungsmaschinen.
 Maschinen und Anlagen zur Gewinnung von Rohgummi.
 Krane und Verlade-Einrichtungen.

Fried. Krupp A.-G. Grusonwerk
 Magdeburg-Buckau.

Soeben ist erschienen :

Einwanderung und Kolonisation in Argentinien

von Dr. Georg Hiller.

Band : Einwanderung und Einwanderungspolitik.

Mit einer Einleitung von Dr. Julius Wolf.

Preis kartoniert **Mk. 5.—**

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin SW. 48.

Pieper's Patent - Baumstumpfen-, Hecken- und Bäume - Ausreißer



„Waldteufel“

zieht garantiert Stubben von $\frac{1}{2}$ –1 m
 Durchm. binnen 3 Minuten aus dem
 Boden. Für geringen Bedarf empfehle
 „Handrodeapparate“.

Adolph Pieper

Fabrik Moers a. Rh.

— Zahlreiche Referenzen. — Probe-Vorführung gegen Erstattung der Unkosten. —

AFRIKA - DIENST

der

WOERMANN-LINIE

HAMBURG-AMERIKA-LINIE :: HAMBURG-BREMER AFRIKA-LINIE A.-G.

Regelmässige

Passagier-, Post- und Frachtdampfer-Dienst

zwischen

Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen
Dover, Boulogne s/M., Southampton und

Madeira, den Canarischen Inseln

und der

West- und Südwestküste Afrikas.

Monatlich 13 Expeditionen.

Deutsche Ost-Afrika-Linie

Hamburg-Afrikahaus.

Regelmässiger Reichspostdampferdienst

für Post, Passagiere und Fracht

nach

Ost-, Süd- und Südwest-Afrika.

Britisch Ostafrika, Uganda, Deutsch Ostafrika, Moçambique,
Maschonaland, Zambesia, Rhodesia, Transvaal, Natal, dem
Kaplande und Deutsch Südwestafrika.

Vergnügungsreisen nach dem Mittelmeer
und den Canarischen Inseln.

Monatlich 6 Expeditionen.

Hygiama, altbewährtes Stärkungsmittel,

welches alle Vorzüge einer für die Tropen besonders gut geeigneten Nahrung in sich vereinigt.

In den Kaiserl. Gouvernement-Krankenhäusern von Bukoba, Daressalem, Tanga und Ljodi vielfach erprobt und glänzend bewährt.

Hygiama-Tabletten, gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Von verschiedenen Expeditionen in das Innere von Deutsch-Ostafrika wurden „Hygiama-Tabletten“ als „Retter in der Not“ bezeichnet.

Vorrätig in den meisten Apotheken, Drogerien,
= Sport- und Tropenausrüstungsgeschäften. =

**Dr. Theinhardt's Nahrungsmittelgesellschaft m. b. H.,
Stuttgart-Cannstatt.**

EXPORT

IMPORT

Hoflieferanten Seiner
Adolf Friedrich



Hoheit des Herzogs
zu Mecklenburg

DINGELDEY & WERRES

BERLIN W. 35, E. 20

Schöneberger Ufer 13.

Erstes, grösstes und ältestes Spezial-Geschäft Deutschlands
für

komplette Tropen-Ausrüstungen.

Lieferung sämtlicher Artikel für
Landwirte, Farmer, Pflanzer.

Eigene Fabrik mit elektrischem Betrieb

für Zelte jeder Art und deren Einrichtung,
für kompl. Reitausrüstungen in jeder Ausführung.

Prämiert auf allen beschickten Ausstellungen.
Kataloge und Kostenanschläge kostenlos.

Langjährige praktische Erfahrung.

Streng reelle Bedienung.